Blumen-Märchen

für junge Damen.

Von

Auguste Blaß.

Zweite Auflage.

Mit einem Titelbild.

München & Leipzig
G. Franz'scher Verlag
J. Roth, k. b. Hofbuchhändler.
1885.

E. Mühlthaler, Kgl. Hof-Buchdruckerei, München.

Thut ein Schilf sich doch hervor,
Welten zu versüßen!
Möge meinem Schreiberohr
Liebliches entfließen!

Goethe.

Die Rose.

Es war ein schöner Maitag. Ein weicher warmer Zephir öffnete meine, von dichtem Moos umgebene Knospe, ich fühlte das Eindringen von Wärme und Licht und warme Thautropfen, die ich gierig schlürfte, senkten sich in meinen Kelch. — Ich erwachte zum Bewußtsein. — Ich sah die noch festgeschlossenen Blumenkelche meiner Schwestern und vernahm sogar das innere ungeduldige Pochen, ihre grünen Fesseln zu sprengen. Stolz neigte ich meine sich entfaltenden Blätter den Strahlen der jungen Morgensonne zu, freute mich an dem Gekose der Schmetterlinge, die mich, als Königin begrüßend, umschwärmten, und badete mich, entzückt über mein junges Leben, in den warmen Wellen der Mailüfte, die mich umgaukelten.

Wie freute mich der Garten, in dem ich blühte, wie das Blau des Himmels, wie die zu den Wolken emporstrebenden Diamant-Funken des

Springbrunnens, welcher sein Morgenopfer der strahlenden Sonne, von der er seinen Glanz borgte, zu bringen schien. —

Ich hauchte meine süßesten Düfte aus, ich schaukelte mich auf dem bebenden Strauche, ich streckte meinen schlanken Hals, so weit ich konnte, empor, um bewundert, um bemerkt zu werden.

Der Garten, so schön er auch war, genügte meiner Neugierde bald nicht mehr. Mein Auge fesselte ein stolzes Schloß mit seinen Maurischen Thürmen, seinen hohen Fenstern, seiner reichen Verzierung. Dorthin verlangte ich, in jenes Reich, das feenhaft vor meinen Blicken lag, das wonneverheißend vor mir stand, das Schätze zu bergen schien aus fernen fremden Ländern und dessen Bewohner ich mir so unendlich glücklich träumte.

Wie beneidete ich meine Blumenschwestern, die ich in buntgemalten Töpfen vor dem Fenster stehen sah und die ihre Blicke in das mir unbekannte Feenland hineinwerfen durften! —

Aus der Ferne konnte ich freilich nicht bemerken, daß jene bevorzugten Blumen aus anderen Zonen stammten und wußte auch noch nicht, daß die heimathlichen Blüthen nur auf die Muttererde des Gartens angewiesen waren. Aber mein Verlangen nach Bewunderung und mein jugendlicher Vorwitz sollten hart bestraft werden.

Der Sohn des Gärtners, ein lebensfroher Junge, kam mit seiner Gießkanne singend vorbei. Als er

mich erblickte, da verstummte sein Gesang. Er blieb überrascht stehen, dann rief er aus: „Ha, die erste Rose! — Wie schön ist sie! — Die muß mein sein, die will ich meiner Wally bringen!" — Und er langte nach mir mit kecker Hand. Da durchzuckte mich ein Schmerz tief bis in das Innerste hinein, und ich war nun von der Mutter, von den Schwestern losgerissen, — ich war allein! — Welches Loos sollte mir Armen zu Theil werden, die kaum in das Leben getreten war? —

Jubelnd trug mich der Jüngling fort. Ich hoffte nun wenigstens an das Ziel meiner Träume zu gelangen, hoffte in das Schloß getragen zu werden, wo eine goldene Vase meiner Schönheit neuen Reiz verleihen würde. — Doch nein! — Der Räuber trug mich an dem Schlosse vorüber! — Eine ziemliche Strecke von demselben entfernt, pochte er an dem niederen Fenster einer kleinen Hütte an. Ein heiteres frisches Mädchen öffnete lächelnd dasselbe und er gab mich ihr als Morgengruß. Mit strahlenden Augen dankte das Mädchen und ich vernahm aus manchem süßen Worte, das sie sich zuflüsterten, daß sich die jungen Leutchen recht herzlich gut waren. Aber in eine goldene Blumenvase, wie ich träumte, kam ich nicht! — Als der Jüngling gegangen war, holte das Mädchen frisches klares Quellwasser, füllte damit einen kleinen, plumpen irdenen Topf und steckte mich hinein. Unter stillem Seufzen ließ ich es geschehen und sehnte mich zu meinen Schwestern

zurück. Ich warf Blicke der Sehnsucht auf einen Thurm des Schlosses, der in das dunkle Stübchen hineinblickte und so viel süße Räthsel zu verbergen schien! —

Als ich mich etwas in mein Geschick ergeben hatte, begann ich mich in dem finstern kleinen Stübchen umzuschauen. Alles war reinlich, obgleich große Armuth herrschte. Wally war eifrig mit Spinnen beschäftigt und den Beweis ihres Fleißes bekundete das in reicher Fülle aufgehängte Garn.

Auf dem Tische stand ein Krug Milch und schwarzes Brod. Aber Wally spann unaufhörlich fort, als müßte sie die Brautlinnen zur nahen Hochzeit vollenden. Dann und wann warf sie aber so vergnügte glückliche Blicke auf mich, so voll seliger Erinnerung, daß ich das ärmliche Stübchen, ja sogar die goldene Vase vergaß und der Widerschein ihrer Freude auch bald mein Inneres erfüllte. Wally's Mutter lag schlummernd auf einem ärmlichen Lager. Sie hatte kürzlich eine schwere Krankheit überstanden und eben trat der Arzt, von der Schloßherrschaft gesendet, in das kleine Stübchen, um nach der Kranken zu sehen. Er fand die vom Schlummer Erwachende besser, ertheilte einige Verordnungen und rief, als er mich erblickte, entzückt aus: „Was, schon eine Rose? — Kind, die nehme ich mit! — Du gibst sie mir doch?" —

Thränen drohten in das Auge des armen Mädchens zu treten, als sie sich der Morgengabe,

die sie so beseligt hatte, beraubt sah. Aber die Pflicht der Dankbarkeit siegte, sie zwang sich zu einem freundlichen Lächeln, nickte bejahend und reichte mich ihm, ich fühlte es, mit zitternder Hand dar. — So unzufrieden ich Anfangs mit dem kleinen Stübchen war, so trennte ich mich doch schwer von dem lieben Mädchen, das mich mit seinen schönen frischen Augen so seelenvoll, so beglückend angesehen hatte, daß es mir ganz wohl um das Herz geworden war.

Triumphirend nahm mich der Doktor mit sich fort und meine kühnsten Wünsche sah ich nun erfüllt; denn er lenkte seine Schritte nach dem Schlosse zu. Welche fremdartigen Gewächse sah ich da an dessen Fenstern aufgestellt! — Im Vorsaale befanden sich verschiedene Vögel, ein kleiner Affe und ein Kakadu mit goldener Krone! —

Wie gerne hätte ich mich dort aufgehalten, um die neuen Wunder zu bestaunen und um auch mich bewundern zu lassen! —

Aber der Doktor schritt rasch mit mir hindurch, sowie durch noch einige kostbar eingerichtete Gemächer.

Endlich gelangte er in ein Zimmer, dessen Wände mit purpurnen, von Gold durchwirkten Tapeten überzogen waren. Dunkle rothseidene Vorhänge wehrten den Sonnenstrahlen einzudringen. Lange Sammt-Ottomanen schlangen sich an den Wänden hin und große Spiegel und reiche Toiletten-Gegenstände und Nippsachen verkündeten, daß hier die Behausung

einer Dame sei. Ich erblickte auch sogleich in einer Bergère ein reizendes Mädchen, im leichten weißen Morgenkleide, mit rosenrothen Schleifen verziert. —

Ich konnte meinen Blick nicht von ihr abwenden. Schwarze reiche Locken beschatteten die hohe edle Stirne und ihre Wangen glichen meinen Blättern so vollkommen, daß ich sie hätte als Schwester begrüßen mögen. Doch traurig und feucht von Thränen schien ihr Blick und ein leiser wehmüthiger Zug umgab den schönen Mund. Und doch lag in ihrem Erscheinen und in ihren Zügen eine solche Kindlichkeit, daß ich nicht glauben konnte, ihres Herzens Tiefe sei durch Schmerz erschüttert worden. Sie schien nur einen Traum geträumt zu haben, von dem sie bewegt war. Das holde Elfenkind, das diesen Zauberpalast bewohnte, war wirklich so reizend, so schön, wie es mir die Phantasie vorgespiegelt hatte, als ich mich von Frühlingslüften umfächelt auf dem weichen Grün des Strauches wiegte. — Meine Neugierde nach dem Zauberschloß war nun gestillt, ich sah alle seine Pracht vor meinen Blicken entfaltet, und doch war mir nicht so wohl zu Muthe, als in der kleinen Hütte, wo mir des armen Mädchens beseligendes Lächeln das Herz erwärmt hatte. Der traurige Blick dieses reizenden Wesens that mir weh, und ich sann darüber nach, ob das Glück im Palaste oder in der Hütte weile? —

Der Doktor reichte mich dem schönen Mädchen dar. „Gräfin Hermine," rief er aus, „was bringe ich hier?"

„Die erste Rose im Mai!“ — rief sie sichtlich durch meinen Anblick erheitert und steckte mich mit kindlicher Freude in die reichen schönen Locken. Wie entzückte mich dieser Platz und wie stolz war ich darauf, Hermine's Reize zu erhöhen. — Als der Doktor mit mir eintrat, las sie in einem Buche, das sie rasch bei Seite legte. Obwohl der Inhalt dieses Buches die Wolken auf die schöne Stirn beschworen habe, dachte ich, und neigte mich hin, es zu sehen. Und sieh, es waren Lenau's Gedichte, und aufgeschlagen:

„Ach wärst Du mein, es wär' ein schönes Leben,
So aber ist's Entsagen nur und Trauern,
Und ein verlornes Grollen und Bedauern,
Ich kann es meinem Schicksal nicht vergeben.
Undank thut wohl und jedes Leid der Erde,
Ja meine Freund' in Särgen, Leich an Leiche,
Ist ein gelinder Gram, — wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich Dich nie besitzen werde!“ —

Der Doktor schloß das Buch zu und sagte: „Hat nicht der Arzt Lenau verboten?“ —

Wie ich aus dem Gespräche vernahm, war die jugendlich schöne Hermine die Braut eines reichen Grafen, wie es des Vaters Wille beschlossen hatte, um sie nach seiner Ansicht glücklich zu wissen. —

Hermine sollte gemalt werden, um dem Bräutigam das süße Bild zu senden.

Man brachte die Staffelei, und der Maler, ein junger interessanter Mann, trat in das Zimmer, das schon begonnene Gemälde fortzusetzen. Da ward nun viel vom Wetter, von der Gegend, vom Frühlinge

gesprochen, aber ich glaube, Niemand war es recht Ernst mit dem Geplauder. Jedes dachte an etwas Anderes. Endlich fiel das Gespräch auf mich. Man bewunderte mein frühes Entfalten, meinen jugendlichen Reiz. Der Künstler fand, daß ich Herminen bezaubernd stehe. Aber der Doktor meinte, Hermine bedürfte des geborgten Schmuckes nicht, sie gleiche ja selbst einer Maienrose. Hermine jedoch liebte mich sehr und freute sich meiner Jugendfrische; und so ward ich gemalt, und hatte die Freude, mein leicht vergängliches Dasein, das oft in einer Nacht ein rauher Hauch zerstört, der Nachwelt aufbewahrt zu wissen. —

Das Bild sah aber nur langsam seiner Vollendung entgegen. Der Maler wußte nicht, wo die Farben auffinden, um einen Reiz wiederzugeben, an dem er sich bereits todeswund geschaut hatte.

Hermine erkannte tief ergriffen des Künstlers Schmerz. Ihr seelenvolles Auge hing an seinen schwermüthigen Zügen und verrieth in unbewachten Augenblicken, was sie sich selbst zu gestehen nicht wagte.

Als sich der Künstler zum Gehen anschickte, bat er Hermine, ihm die Rose mitzugeben.

Und Hermine löste mich aus ihren Flechten und reichte mich ihm mit einem Blicke voll unbewußten Zaubers dar, der tief in ihrem Herzen lesen ließ. —

Der Maler trug mich nach Hause. Ich fühlte meine Blätter von warmem Thau benetzt, — ich

glaube es waren Thränen. Er sprach viele unzusammenhängende Worte, deren traurigen Inhalt ich aber wohl zu deuten wußte. Zu Hause nahm er eine Vase, so kostbar vergoldet und kunstreich gemalt, wie ich sie nur in meinen Träumen sah, füllte sie mit frischem Wasser, um meine gezählten Lebenstage möglichst zu fristen und steckte mich in dieselbe. Er sah so traurig aus; nur wenn er nach mir blickte, verklärten sich seine Züge. Ich fühlte mit ihm, ich trauerte mit ihm, ich spendete ihm meine süßesten Düfte, um sein Weh zu mildern, seine Tage zu verschönern.

Oh, dachte ich, wie viel Schmerz birgt das Leben der Menschen, und wie wenig Freude, und wie lange währt so ein Leben voll Leid der armen Bewohner dieser Erde! — Die kurze Spanne Zeit, die mich in's Leben rief, ließ mich mehr Schmerz als Freude sehen! Unser Rosen-Märchen ist bald erzählt und unser Auge vom rauhen Nord geschlossen, ehe uns Schmerz und Kummer nach langem Leiden das Herz bricht! — Wir leben nur so lange, als wir Glück und Freude athmen und sind deßhalb dem Menschen das Sinnbild der Liebe, die zaubervoll, doch kurz gleich uns auf Erden weilt. —

Unter solchen Betrachtungen vergingen mir zwei Tage. Mein Besitzer, der mich so treu pflegte und gleich einem kostbaren Schatze bewachte, war ausgegangen. Ich sah mich allein im Zimmer und harrte seiner Rückkehr. Da kam die Dienerin des Hauses,

um das Zimmer zu scheuern. Sie sah mich, hielt meinen Reiz wohl für verwelkt, packte mich mit rauher Hand, warf mich zum Fenster hinaus — und ich fiel auf die Straße nieder! —

Da kam ein kleines Mädchen mit einem Korbe herbei, in welchem Blätter meiner geknickten Schwestern lagen. Sie hob mich auf, und ich wußte, — nun war's um mich geschehen! — O wäre ich doch in der kleinen Hütte geblieben, wo ich ungetrübt die wenigen Tage hätte verträumen können, die mir zu leben geschenkt waren! — So dachte ich jetzt! —

Mehr als mein eigenes, schnell herbeigeführtes Lebensende, kränkte mich der Schmerz meines Besitzers, wenn er mich, sein theuerstes Kleinod, nicht mehr finden würde. —

Das Mädchen trug den Korb in ein finsteres Gewölbe. Wir kamen sämmtlich in einen großen schwarzen Mörser, in welchem unser jugendlicher Reiz zerstampft und vernichtet wurde. Aber der Geist der Rose, der süße Duft, der von keiner Blume erreicht wird, überlebt die Schönheit, die wir dem Auge in der Blüthe darbieten. Unsere Schönheit stirbt, um dem Geiste Unsterblichkeit zu leihen. Und so leben wir fort und spenden süße Wohlgerüche, und aus unserer einstigen rosigen Schönheit werden dunkle Kreuze, Perlen und Muscheln gemacht, welche die Erinnerung an den Zauber unserer Jugend der Welt bewahren. — Und so kam ich, in duftende Perlen verwandelt, in einen elegant ausgeschmückten Laden.

Eines Tages betrat denselben eine junge reizende Dame mit etwas schwermuthsvollem Blick, am Arm eines vornehmen stolz blickenden Mannes.

Schon hatte sie Mehreres gewählt, als plötzlich die Kette von Rosenperlen nebst einem Kreuze ihre Aufmerksamkeit fesselte. Der süße Rosenduft erinnerte sie an den Traum des Lebens, den man nur einmal träumt. Sie kaufte Perlen und Kreuz und trug den süß duftenden Schmuck als Zeichen der Entsagung.

Vielleicht hat ihr ahnendes Herz ihr geweissagt, daß in diesen Perlen die Blätter jener Rose enthalten waren, die sie einst in schöner Stunde getragen.

Die Myrthe.

Von duftendem Jasmin beschattet, von hohen Palmbäumen und Aloen umgeben, öffnete der erste glühende Morgenstrahl der Sonne meine geschlossenen Blüthen. Da fühlte ich ein leises Beben, fühlte Bewußtsein und Leben und begrüßte mit jubelndem Herzen meine Schwestern, die in einer kleinen Entfernung mich umgaben. Ich betrachtete sie der Reihe nach. Bald aber blickte ich voll Stolz und Selbsterhebung um mich, da ich bemerkte, daß ich meine Schwestern an Größe, sowie an Reichthum und Fülle der Blüthen weit übertraf. Ich glaubte zu bemerken, daß sie voll Neid auf meine überlegenen Reize blickten, und von Minute zu Minute hob sich in meinem Innern das Gefühl des eigenen Werthes. Im jugendlichen Uebermuthe begann ich mich für auserwählt, für vorzüglicher als sie zu halten und dachte darüber nach, welches Schicksal mir zu Theil werden sollte. Der Wunsch der Bewunderung regte

sich in meinem Innern, und ich glaubte mich durch meine hervorragende Schönheit zu besonderem Glück berechtigt.

Ich sah mich neugierig im Garten um, wo ich stand. Ich betrachtete erstaunt die hohen rauschenden Pappeln, die stolzen Erythinen- und Brodfruchtbäume, ich berauschte mich in dem Duft der blühenden Citronen und Gardenien, ich schaute unverwandt dem Spiele der Kolibris zu, die sich wie goldene Funken im Kreise um den zitternden Blüthenschaum der hochgewachsenen Aloe drehten und bewunderte die Farbenpracht der Papageien, die schaarenweis vorüberflogen. Aber trotz allem Reiz der Neuheit, trotz allem Zauber der Natur empfand ich ein leises Sehnen in meinem Innern! — Meine Blüthe hatte sich wohl hier erschlossen, aber eine leise Ahnung flüsterte mir zu, daß ich hier nicht geboren sei! —

Die Sonne, die bereits wie ein glühender Ball am Himmel hing, dünkte mich bald drückend, die balsamischen Düfte kamen mir nun erstickend vor, und das Geschrei der Papageien, deren buntes Gefieder mich bisher ergötzt hatte, war mir nun unausstehlich.

Daß mich eine liebende Hand in besonderen Schutz genommen hatte, konnte ich nicht bezweifeln; denn ich war in Schatten gepflanzt, während meine Schwestern ihren jugendlichen Reiz der verzehrenden Glut der Sonne preisgegeben sahen. Ich gewahrte, daß mich nicht allein der Thau des Himmels er-

quickte, der Nachts in schweren Tropfen niederfällt, sondern auch ein leiser Perlenregen, den über mich eine zarte Hand ergoß. Wie verlangte ich danach, da ich nun zum Bewußtsein erwacht war, das Wesen zu sehen, das so liebend für mich sorgte! —

Da hörte ich Schritte und Stimmen im Garten und sah ein paar junge Mädchen mit dunklen Augen und frisch erblühten Wangen sich mir nahen. Sie blieben vor mir und meinen Schwestern stehen. Sie plauderten leise und geheimnißvoll, und ich entnahm aus ihrem Gespräche, welche hohe Bedeutung ein Myrthenkranz im Leben einnimmt. Ich vernahm, daß die Myrthe der Schmuck ist, den ein Mädchen nur einmal an dem schönsten, dem ersehntesten Tage ihres Lebens trägt. — Mit Entzücken hörte ich, daß wir die Stirne der Jugend und Schönheit umschlingen und in ihrer reichen Lockenfülle prangen dürfen und daß sich die Trägerin unseres Schmuckes mit dem süßen Namen Braut begrüßt sieht. Jetzt verstand ich die geheimnißvollen schüchternen Blicke, welche die Mädchen mir und meinen Schwestern zuwarfen. Sie betrachteten uns sämmtlich mit prüfenden Blicken, dann blieben sie vor mir stehen. Sie hatten mich gewählt. Aber der Gärtner erwiderte ihrem Begehr, daß seiner Herrin Gebot ihm untersage, mich wegzugeben. Wie hart kamen mir diese Worte vor, da ich stolz darauf war, die Erkorene der jungen Mädchen zu sein. Wie gerne hätte ich eine dieser

jugendlichen Stirnen umschlungen, um die Reize des holden Wesens noch mehr zu heben.

Hierauf wählten die Mädchen Zweige meiner Schwestern, wanden daraus einen Kranz, setzten ihn einander scherzend auf die schönen Flechten und trugen ihn zu der glücklichen Gespielin, für welche ich bestimmt war, gewiß mit dem leisen Hoffen, ihn selbst bald tragen zu dürfen.

Also die Herrin war es, die mich liebte, die mich pflegte, die mich für sich bewahren wollte.

Gewiß ist sie schön und reizend, und ich, ich bin erwählt, ihre Stirne eines Tages — wohl an dem glücklichsten ihres Lebens — bekränzen zu dürfen! — Ich überließ mich meinen Träumen und hoffte den Tag, den Abend sie zu sehen. Aber vergebens! — Sie kam nicht! — Da ward es Nacht und ich klagte mein Leid den Sternen, die, mir leise Grüße zuflüsternd, funkelnd auf und nieder stiegen. Da vernahm ich in der Ferne leisen Gesang. — Es war ein Lied an ein fernes Land, eine Erinnerung an eine ferne Heimath. Mich ergriff Sehnsucht und fort sehnte ich mich aus dem heißen Süden und fühlte mich so schmerzlich an die Scholle gebannt!

Beim ersten Strahle des Morgens vernahm ich leise Schritte, die sich mir nahten. Eine jugendlich schöne Gestalt kam langsam daher. Wie übertraf sie an Reiz die Mädchen, die Tags zuvor mit verlangenden Blicken nach mir geschaut hatten. Blonde reiche Locken ringelten sich um die weiße Stirne, der

Hauch der Morgenröthe, der Zauber der Jugend schmückte ihre Wangen, und ihre Augen strahlten wie Sterne. Die zarte schlanke Gestalt umhüllte ein Trauergewand und mit bewegter Stimme nahm sie Abschied von den Blumen und Blüthen des Gartens. Heiße Thränen entströmten ihren Augen, denn sie gedachte scheidend des geliebten Vaters, den ihr der Tod entrissen hatte. Wie erschreckten mich die Abschiedsworte der geliebten Herrin! Mein einziges Verlangen war, ihre Stirne bekränzen zu dürfen, und in ihren goldenen duftenden Locken gefangen zu sterben. Durch mich sollte sie eingeführt werden in den Tempel irdischer Seligkeit! — Ihr sollte die kleine Myrthe nicht zum Giftbaume, sondern zum wahren, dauernden Glück erblüht sein! —

Endlich lenkte sie ihre Schritte zu mir hin und sprach: „Kind eines anderen Landes, Dich nehme ich mit, Du kehrst mit mir zurück in's Heimathland, dem ich Dich so früh entrissen. Wie werden die frischen Lüfte der Heimath Deinen jugendlichen Reiz begrüßend umwehen!"

So sprechend zog sie einen kleinen gemalten Topf hervor und pflanzte mich sorgfältig ein.

Da erschallte eine Stimme, die rief: „Clara, Miß Clara!" Und das schöne Mädchen eilte, mich fest an sich drückend, dem nahestehenden Hause zu.

Da erwartete sie ein alter Herr mit finsteren Mienen, der sprach: „Voran, meine kleine Mündel, voran, es ist nicht mehr Zeit zum Lustwandeln."

— Und als er mich erblickte, fuhr er fort: „Was, Blumen wollen Sie mit auf die Reise nehmen, Kind, welche Thorheit!" Wie erschreckten mich diese rauhen Worte. Aber Clara ließ sich trotz der finsteren Miene des alten Herrn nicht abhalten, mich mitzunehmen und trug mich selbst auf das Schiff, das uns der Heimath entgegenführte.

Wie stolz und erhaben sah die dunkelgrüne Meeresfluth aus, die gleich einer Mauer vor mir stand, und wie klein und unbedeutend dünkte mich jetzt der See, der sich im Innern des Gartens befand, auf dessen klaren Wellen so oft der stolze Albatros mit glänzend weißem Gefieder hinsegelte. Still und ernst war Clara auf der Reise und nur mein Anblick schien sie zu erfreuen. Zuweilen sang sie mit ihrer Silberstimme, aber leise und zitternd wie ein verwundeter Vogel, Lieder der Sehnsucht nach der Heimath. Wie lauschte ich den Worten, die mir die Räthsel ihres Herzens enthüllen sollten. Sie hießen:

„Leuchtet mir, ihr gold'nen Sterne,
Ueber dunkler Meeresfluth.
Von der lieben Heimath ferne
Sinket leicht des Herzens Muth! —
Tragt mich, ihr bewegten Wogen
Wieder an der Themse Strand,
Glücklich wie ich ausgezogen,
Aus dem theuren Vaterland!
Dürft' bei vollem Segelschwellen,
Ich doch bald die Mutter schau'n!
Unergründlich tiefe Wellen,
Täuscht, o täuscht nicht mein Vertrau'n!"

So waren uns unter Sehnsucht und Hoffen viele Tage, viele Nächte verschwunden. Da zeigten sich eines Tages Anzeichen von Sturm, die immer drohender wurden. Das Schreien der Möven, die bewegten Wellen, die ihre weißen Schaumkronen auf das Schiff schleuderten, das sich immer mehr verfinsternde Gewölke deuteten auf die wachsende Gefahr. Das Toben der Wogen nahm immer zu, die tief hängenden schwarzen Wolken, und die immer höher steigenden Wellen umschlangen sich bald in wilder Wuth. Die Männer arbeiteten, die Frauen beteten und das Ahnen des Todes stand auf jeder Stirne geschrieben. Wer noch so viel Fassung besaß, schrieb seinen Namen und den Tag des Schiffbruches zitternd auf ein Blättchen Pergament, barg dasselbe in eine Flasche und warf sie wohl verkorkt in das Meer, um möglicherweise fernen Verwandten das traurige Geschick des Schiffbruchs bekannt zu machen.

Clara, obwohl bleich wie eine Lilie, zeigte eine bei Frauen seltene Ruhe und Fassung. Auch sie schrieb auf ein Pergamentblättchen: „Ich Clara Smith, alt 18 Jahre, litt Schiffbruch den 24. Mai auf dem Schiffe Batavia, das von New-York nach England segeln sollte. Gott sei mir gnädig! — O Mutter, meine Mutter! — Ich werde sie nicht wieder sehen!" — Da nahm sie mich aus dem Topfe, umwickelte mich mit einer ihrer schönen Locken, die sie abschnitt, und sagte mit liebevoller Stimme zu mir: „Du sollst leben, Du sollst nicht mit mir sterben!"

Und somit barg sie mich, die Locke und das Blättchen in die Flasche und warf mich hinab in die laut brüllende See!

Ich fühlte mich hinabgerissen in die Tiefe der Fluth! Die Wuth des Orkans trug mich bald zu den Wolken empor, bald schleuderte sie mich hinab in den Abgrund. Wie schmerzte es mich, von Clara getrennt zu sein! — Wie beklagte ich, ihre schöne Stirne nicht bekränzen zu können. Vielleicht lag sie schon jetzt in den Wellen versenkt, und statt der beglückenden Myrthe umschlangen nun kalte feuchte Wasserpflanzen die weichen Haare der Meeresbraut. Ich wünschte, sie hätte meine Rettung nicht versucht, hätte mich das kalte, nasse Grab mit ihr theilen lassen. Ich sah mich nun gestraft für den Uebermuth, mich über meine Schwestern erheben zu wollen. Sie waren glücklich in ihrem friedlichen Beete, ich aber wußte nicht, welches Geschick mir noch zu Theil werden konnte. Wie sehnte ich mich danach, dem ungestümen Elemente entrissen zu werden und wieder auf heimathlichen Boden zu gelangen.

Wie lange ich unter meinen schmerzlichen Betrachtungen das Spiel der Wellen war, weiß ich nicht! Ich fühlte mich auf einmal plötzlich aus der Tiefe emporgezogen. Ich befand mich in einem Fischernetze und sah wieder Land und Menschen, üppige Wiesen, Blumen, Bäume und Häuser. Ein junger Mann hatte mich beim Fischen dem dämonischen Spiele der Wellen entrissen. Mit Ueber-

raschung betrachtete er die Flasche, die er sogleich voll Neugierde öffnete. Erstaunt blickte er mich, die Locke, das Blättchen an. — Als er letzteres las, stieß er einen leisen Schrei aus und ward vor Schrecken blaß und starr. Sollte dieß Wahrheit sein? Diese Clara, deren letzten Worte er in Händen hielt, war das Ideal seiner Seele, seines Herzens Träume beschäftigten sich nur mit ihr, und sie sollte nun in der Blüthe der Jugend in den Wellen begraben liegen? — Sollte sie nicht gerettet worden sein? — Ungewißheit und Angst zehrten an seinem Herzen. Lange küßte er die schöne Locke, dann holte er einen Blumentopf, um mich hineinzupflanzen. Nun befand ich mich wieder auf heimathlicher Erde. Ich fühlte mich beglückt, ich trank gierig die weichen warmen Wellen der mich umwehenden Lüfte und blickte dankbar zum Himmel empor, den ich zu sehen nicht mehr gehofft hatte. Ich wäre vollkommen glücklich gewesen, hätte ich nur sie, die mir so theuer war, gerettet gewußt.

Mein Besitzer theilte meinen Schmerz! Wie viele heiße Thränen vergoß er, wenn er Clara's Locke ansah und die wenigen Worte der Trauerbotschaft, die ihre Hand geschrieben, immer und immer wieder las. — Jetzt schien er seine Aufmerksamkeit mir allein gewidmet zu haben. Er trug mich in einen schönen Garten, wo ich mich wieder unter Schwestern befand, gegen deren stolze Blüthen ich arme Schiffbrüchige matt und welk aussah. Ich er-

kannte bald, daß ich der tropischen Zone entrückt war. Denn da, wo ich mich jetzt befand, leuchtete die Sonne nicht mit jenem Glühen, wie in dem fernen Lande, und ich fühlte mich von ihren Strahlen erwärmt und beglückt. Wie ganz anders waren die Bäume, die Blumen, die Gewächse! — Statt der in bunten Farben prangenden Papageien und Kakadus schaukelten sich auf den grünen dickbelaubten Zweigen der Bäume kleine dunkelgefiederte Vögel, deren melodischer Gesang mich mit Entzücken erfüllte. Scherzend kos'te das leichte Fächeln frischer kühler Lüfte mit meinen matten Blüthen und erfüllte mich mit neuer Kraft und Stärke. —

Ich erfuhr bald, daß der Eigenthümer des Gutes ein Sohn Albions war, der mit seiner Mutter auf den Gütern lebte. Wie freute mich nach so langer Irrfahrt diese beglückende Stille und die Umgebung so edler Menschen, von deren traulichen, herzlichen Gesprächen ich so oft Zeuge war. Wie dachte die Mutter nur daran, für des Sohnes Wohl zu sorgen, und wie lohnte der liebende Sohn diese treue Sorgfalt. Doch konnte die Mutter seit einiger Zeit die stillen Träumereien und einen ungewöhnlichen Ernst des Sohnes sich nicht erklären. Denn keine Klage lieh seinem Gefühle Worte, und nur von der Mutter ungesehen vergoß er seine Thränen. Da entdeckte sie einst das Blättchen, das oft gelesene mit Clara's Worten und ihre Locke. — Sie erkannte sein Herz und verstand die stille Trauer, die er der Mutter

zu verbergen strebte. Von Stunde an beschäftigte sie nur der Gedanke, sich bald sichere Nachricht von Clara's Geschick zu verschaffen.

Der Postbote kam und ging häufig. Karl schien das in der tiefen Trauer seines Herzens nicht zu bemerken und widmete sich der Pflege seiner Lieblingsblumen, unter welchen er mir stets eine besondere Zuneigung bezeigte.

Seine Mutter ließ ihn still gewähren, aber seit einigen Tagen überzog ihr Antlitz ein freudestrahlendes Lächeln und mit vielsagender Miene verkündete sie dem Sohne eines Tages, daß heute noch Gäste ihre Einsamkeit verschönern würden.

Aber der Sohn schien nicht darauf zu achten. Mit trüben Blicken ging er auf und nieder und schien es nicht zu bemerken, daß das Rollen eines Wagens die Ankunft der Gäste verrieth. Der Bediente meldete: „Mrs. Smith und ihre Tochter.“ —

„Ah, meine Jugendfreundin,“ sagte Mrs. Barley hocherfreut zu ihrem Sohne, „und ihre Tochter Clara!“

Sie stand auf, um ihren Gästen entgegen zu gehen.

„Clara?“ — rief Karl erstaunt und bewegt aus — und in den Garten trat: — Meine geliebte Clara in gewohnter Anmuth, mit dem zaubervollen Blick, der jedes Herz gewinnt. — Sie trat ein, als Auferstandene, um die wir Beide trauerten, die wir Beide liebten! — Sie war gerettet, war dem Leben wiedergegeben! — Welche Ueberraschung, welches

Entzücken! — Da gab es zu erzählen, zu fragen, zu erklären.

Clara hatte sich eben unter den Glücklichen befunden, die durch das Boot gerettet wurden. Sie hatte viel Schrecken erduldet und mit vielen Beschwerden gekämpft. Doch nun war alles Leid vergessen, und glücklich, unendlich glücklich waren Alle! — Das Blättchen ward gebracht, die Locke gezeigt und Clara von Karl zu mir geführt. Und auf mich fiel der Thränenthau von Clara's schönen Augen! Bald ward mein höchster Wunsch erfüllt! — Denn nach einigen Wochen pflückte Karl meine neu erschlossenen Blüthen, um Clara als seine Braut zu schmücken. —

Und so sind wir Blumen es, die den Menschen dienen in Freude und Schmerz. Juwelen drücken oft die Stirne, aber wir Kinder des Frühlings verleihen dem Antlitze der Jugend einen höheren Reiz. Wir spenden Trost manchem von Kummer gebrochenen Herzen und heilen Wunden, die das Leben schlägt. Wir bilden den Schmuck der Feste der Reichen, wie die Freude des Armen, und sind die letzte Gabe, die die Liebe weiht auf des Lebens letztem Wege!

Das Edelweiß.

Auf der hohen Gerlos in Tirol erschlossen die warmen Strahlen der Sonne meine Blüthe. Mein Platz war so erhaben, daß ich nicht befürchtete, von Menschenhand geflückt zu werden, denn weit unter mir streckten schwarze Tannen und röthliche Kiefern ihre schlanken Gipfel zu den Wolken empor, während ihre Wurzeln kahle Felsen umschlangen. Ich stand so einsam und fühlte mich den Wolken und Sternen so nahe. Mein weißes Flaumenkleid röthete sich sanft, wenn mich die ersten Strahlen der Morgenröthe küßten, und glänzte gleich Silber bei dem weichen blassen Schimmer, den des Mondes Sichel auf mich warf. Dann und wann nahm eine verfolgte Gemse ihre Zuflucht zu meinem erhabenen Platze, und der Schuß, der die Erschrockene verfehlte, erinnerte mich an das Dasein der Bewohner der Erde. So entfernt sah ich mich von denselben, und nur die Schaar kleiner Elfen besuchten mich, wenn sie von den Wolken herabstiegen, um unbemerkt in

meiner Nähe ihre Festnächte zu feiern. Wie gierig schlürften sie den Thau der Blüthen, wie vergnügt schaukelten sie sich in den Blumenkelchen und umschlangen sich zum luftigen Reigen, bis sie auf den Strahlen des Mondes, dem Befehl der Königin zufolge, sich wieder empor in die Wolken schwangen. —

Wie entzückte mich der Anblick der luftigen Gestalten, ihr heiteres Treiben, ihr leises Flüstern und Kosen! — Ich hörte, wie sie viel von den Bewohnern der Erde sprachen und wie sie sich bestrebten, sich in ihr Erdenleben einzumengen. Ich hörte, wie dieß die Hauptbeschäftigung der kleinen Wesen war. Da erfüllte mich auch Neugierde und Verlangen, das Leben der Bewohner der Erde kennen zu lernen.

Die Glocke eines fernen Kirchthurms ertönte, und nie gekannte Sehnsucht nach dem Leben und Treiben der Menschen ergriff mich. Wie beklagte ich nun so hoch zu stehen, was mich sonst mit Stolz erfüllt hatte, um nie die Hoffnung zu haben, je in die Nähe der Menschen kommen zu können, und wie beneidete ich meine Schwestern, die tiefer als ich standen und alle schon als Gaben der Liebe und des Muthes verschenkt worden waren. — Sollte ich allein und ungepflückt, ohne ein menschliches Herz zu beglücken, dahinwelken? —

Ich blickte umher und verlangte von der Höhe hinab in das Thal, in welchem die Ziller in raschem Laufe hinbrauste und sich durch üppige Auen und kleine Erlenhaine hindurchwand, welche blumenreiche

Gefilde beschatteten. Quellen gleich Silberschaum stürzten mit leisem Murmeln von den Felsenwänden nieder und dienten den Bewohnern der stillen Hütten zur Erfrischung. Anmuthige Hütten, von ganzen Baumstämmen einfach zusammengefügt, blickten mich von den mit grünem Rasen umsäumten Höhen freundlich an und nur ferner in der Thaltiefe gewahrte ich größere Häuser, die zwischen den Schatten dunkler Wälder und duftenden Wiesen hervorlugten.

Während ich voll Sehnsucht und Verlangen nach Menschen um mich blickte, hörte ich Schritte, die sich näherten, hörte das Stoßen eines Gebirgsstockes und das Rollen kleiner Steine, und ehe ich mich versah, hatte mich ein junger Mann mit lautem Jubelrufe gepflückt und trug mich unter fröhlichem Gesang hinab in das Thal. — Mir sollte nun ein neues Geschick zu Theil werden, ich erwartete es voll Unruhe, voll freudiger Ungeduld. —

Als mein Träger im Thal angekommen war, trat er in eine einsame Hütte. Dort nahm er einen aus Zirbelholz zierlich geschnitzten Rahmen hervor, in welchen er Wachsblumen und kleine Bilder geklebt hatte, und fügte mich als höchsten Schmuck denselben bei. Dann nahm er den Rahmen, der seine kleinen Schätze enthielt und trug ihn in eine benachbarte Hütte. Ein junges Mädchen begrüßte uns vor derselben und sagte: „Wie lange, lieber Joseph, ließt Du mich heute, den letzten Abend vor der Trennung, auf Dich warten?"

„Dafür, liebe Luise," versetzte er freudig, „bringe ich Dir zum Abschiede etwas Schönes mit. Sieh dieß stolze Edelweiß! — Nicht ohne Gefahr habe ich es für Dich gepflückt! — Nimm es als Gabe der Liebe, als Pfand der Treue! — Noch heute Nacht muß ich nach Innsbruck und von da an die Grenze, um das Kaiserland gegen die welschen Rebellen zu vertheidigen. Aber wenn ich auch fort bin, sollen Dir diese Blumen und Bilder ein Zeichen sein, daß ich Dir treu bleibe. Weine nicht, Luise," fuhr er fort, „nicht alle Kugeln treffen, und mit treuem Herzen komme ich wieder. Bewahre dieß Angedenken an die bittere Trennungsstunde und hoffe auf ein fröhliches Wiedersehen, wo Du dann immer mein gehören wirst und Nichts mehr uns zu trennen vermag!" —

Luise versprach ihm unter Thränen, sich nicht von diesem Angedenken zu scheiden, gelobte ihm treu zu bleiben, nahm das Geschenk wehmüthig in die Hand, trug es in das Zimmer und wählte den vortheilhaftesten Platz an der Wand in dem ärmlichen Stübchen aus, wo ich als dessen schönster Schmuck prangen sollte. —

Die Mutter Luisen's fand großes Wohlgefallen an mir und dem schönen Rahmen, lobte Joseph's Muth und Geschicklichkeit und lud ihn ein, ihr kleines Mahl mit ihnen zu theilen. —

Luise trug das einfache Abendessen herein; sie vermochte aber heute Nichts davon zu genießen. Wenn sie hinausging, um Etwas zu holen, da

trocknete sie immer mit dem Ende ihrer Schürze ihre tiefblauen Augen, deren Glanz heute die Thränen des Abschieds verschleierten. Die Mutter sollte den Schmerz nicht sehen, darum machte sie sich viel in der Küche zu thun, um dort manche Thräne ungesehen vergießen zu können. Joseph wollte sich den Abschied dadurch erleichtern, daß er viel vom Wiederkommen sprach und daß dann Luise sein Weib werden sollte! — Sie plauderten bis tief in die Nacht hinein und suchten die schmerzliche Gegenwart durch die Hoffnung auf eine schöne glückliche Zukunft zu übertäuben.

Endlich ermahnte die Mutter zum Aufbruch. Da schieden die jungen Leute unter heißen Thränen, aber voll Hoffnung, voll Vertrauen. Luisen's Auge schloß kein Schlummer! — Sie durchweinte diese wie noch so manche andere Nacht. Aber bei Tage oblag sie ihren Beschäftigungen mit großer Emsigkeit und spann mit solchem Eifer, als wäre der Tag der Hochzeit nahe, für welche das feine Gespinnst bestimmt war. Am frühesten Morgen verließ sie ihr Lager, scheuerte das kleine Stübchen, begoß ihre Blumen, die sich an dem niederen Fenster emporrankten und durch duftende Blüthen ihre Pflege zu lohnen suchten, streute den Tauben, die sich am Fenster einfanden, Futter, setzte sich dann an den Rocken und gönnte den thätigen Händen keine Ruhe. Nur dann und wann sah sie mit beseligenden Blicken nach mir, ihrem kostbarsten Kleinod, dem Pfand der Treue ihres Joseph's. Wie

freuten mich diese liebenden Blicke, die auf mir hafteten! — Wie liebte ich das Mädchen mit dem warmen treuen Herzen, die den Frieden ihrer Seele nur in meinem Anblicke fand. Wie anmuthig umschlangen die reichen Flechten ihre Schläfe, wie eng umschloß das knappe Mieder den schönen Leib und wie hob die dunkle Kleidung die blühende Farbe ihres Angesichts. — Die Wanduhr pickte tacktmäßig und eine junge Haidenlerche, welche die Erlaubniß hatte, in dem Stübchen zuweilen dem Käfig zu entschlüpfen und sich Luisen zu nähern, sang ihr Lied in leisen unterbrochenen Tönen.

So vergingen Tage, Wochen, Monate. — Da erkrankte plötzlich Luisen's Mutter. Sie mußte zu Bette liegen, konnte Nichts mehr verdienen, und die arme Tochter hatte nicht allein die Sorge und die Pflege für die theure Mutter, sondern sie mußte auch für Beide zu verdienen streben. Das ging wohl über ihre Kräfte. Die Mutter ward nicht besser und bedurfte so manchen Labsals, das in der Hütte der Armuth schwer zu erschwingen war. Da verkaufte Luise ein Bündel Garn um das andere, jenes unter Thränen und süßen Hoffnungen gesponnene Garn, das zu ihrem Brautschatze bestimmt war. Sie hoffte von Tag zu Tag, aber die Mutter wollte nicht genesen. Die Noth nahm zu, Luise arbeitete manche Nacht hindurch, aber ihre Arbeit ward so schlecht bezahlt, daß der Erlös kaum für die nöthigsten Bedürfnisse ausreichte. Niemand wollte Etwas kaufen,

da man immer schlechtere Zeiten befürchtete. Luise schickte jeden Markttag einige ihrer jungen selbstgezogenen Tauben in die Stadt und bemerkte mit pochendem Herzen, daß sie bereits wenige mehr zu verkaufen hatte. Alles was ihr lieb und werth war, sie gab es hin, der geliebten Mutter eine kleine Erleichterung zu verschaffen. Schon waren alle ihre kleinen Schätze verkauft. Sie hatte nur noch die Lerche, die sie mit treuem klugen Auge ansah, die sich oft in schwerer Stunde schmeichelnd an sie schmiegte, und auf deren dunkles Gefieder sich manche Thräne des Kummers niedergesenkt hatte. Und die so theure Lerche mußte endlich auch zum Verkaufe geboten werden. Sie gab sie einer Freundin mit auf den Markt. „Fünf Groschen bekömmst Du gern für sie und zwei für den Käfig," sagte Luise zu ihr mit bebender Stimme, „und dafür bringe für die Mutter eine halbe Flasche Wein mit. — Du treuer Gefährte meiner kummervollen Tage, lebe wohl!" — sprach sie zu dem Vogel, „und möchtest Du in eine glücklichere Behausung einziehen, als die ist, welche Du verläßt! — Aber nie, gewiß nie wirst Du mehr Liebe finden, als Du bei mir gefunden hast."

Die Lerche zirpte traurig und Luise wandte sich ab, daß es die Mutter nicht sehen sollte, welchen Schmerz ihr die Trennung von der Lerche verursachte. — Der abendliche Thau hatte seine Perlen auf Blumen und Blätter gesenkt, das ewig mit Schnee bedeckte Haupt der Gerlos sah von den scheidenden Strahlen der Sonne

vergoldet zu mir durch das Fenster herein, die Nachtviole hauchte ihre balsamischen Düfte in die Luft, als die Nachbarin eintrat, die eine Flasche Wein für Luisen's Mutter auf den Tisch stellte. Luise sprang auf und fragte leise: „Wer hat meine liebe Lerche gekauft?" — „Eine vornehme Dame," — versetzte die Gefragte. „Die bekommt es gut, ich habe sie zu ihr in das Haus getragen," fuhr sie fort; „ich erzählte ihr, daß sie aus Noth verkauft würde und sie gab mir statt sieben Groschen zehn. Dafür habe ich den guten Wein, der Deine Mutter recht stärken wird, bekommen."

Luise reichte der eben vom Schlummer erwachten Mutter den Labetrunk. — Sie fühlte sich gestärkt und sprach: „Meine liebe Luise, bald wirst Du nun allein in der Welt stehen, ich kann Dich nur dem Schutze Gottes empfehlen; denn daß Joseph bald wieder kommen wird, darauf darfst Du nicht hoffen. — Du weißt, wie oft ich Dir sagte, daß Deine Zwillingsschwester Marianne von einer reichen Dame als Kind angenommen ward, da es mir als Wittwe nicht möglich war, euch Beide zu ernähren. — Nur mußte ich das schwere Versprechen geben, nie nach meinem Kinde fragen zu wollen, da sie als rechte Mutter gelten wollte. Wie schwer es mir ward, nicht allein mich von dem geliebten Kinde zu trennen, sondern auch mein Mutterherz zu verläugnen, welche Stunden der Angst und der Qual ich empfand, welchen schweren Kampf ich kämpfte, bis die Einsicht

siegte, daß ihr Beide bei mir darben und hungern müßtet, während einem meiner Kinder ein glückliches Loos zu Theil werden konnte, — was ich bei der Hingabe des Kindes litt, — das weiß nur eine Mutter! — Oft habe ich Dir schon meinen Kummer ausgesprochen, daß die fremde Frau nie Etwas von sich und meinem theueren Kinde hören ließ. — Sie nannte mir nicht einmal die Stadt, in welcher sie wohnte. — Nicht einmal weiß ich arme Mutter, ob mein Kind lebt, ob es unglücklich oder glücklich ist! — Glaube mir, der Schmerz um das entrissene Kind hat schon lange an meinem Leben gezehrt! — Du aber, Luise, versprich mir nun, nach meinem Tode Deine Schwester aufzusuchen. — Ich habe den Namen der Frau, die sie mitnahm, aufgeschrieben; — vielleicht kannst Du sie doch auffinden! — Dann bringe ihr meinen Segen und sage ihr, welchen Schmerz das Mutterherz empfand, dem sie so fern war!" —

„Sprich nicht vom Sterben, gute Mutter," erwiderte Luise tief ergriffen, „Du bleibst mir noch lange und dann befehle ich dem Herrn meine Wege, der sorgt schon für mich! — Die Schwester aufzusuchen, die gewiß in Glück und Freude lebt, habe ich kein Verlangen. Ihre Wohlthäterin war verständig genug, sie uns ferne zu halten; sie würde uns doch nicht lieben oder gar sich unserer, unseres Standes und unserer Armuth schämen!" —

Während Luise sprach, pochte es an der Thüre, und ein Reisender fragte an, ob er nicht übernachten

könnte, da er vor Regen, der in Strömen herabgoß, nicht weiter kommen könnte. — Luise bot ihm ein reinliches Lager in der Kammer an. Sie brachte ihm Milch, frische Butter und schwarzes Brod zum Abendessen. Mehr bot die ärmliche Hütte nicht. Der junge Mensch sah sich um und entdeckte mit einem lauten Ausruf der Freude mich in meinem künstlichen Rahmen. „Welches herrliche Edelweiß ist hier in diesem schönen Rahmen aufbewahrt! — Ich komme eben die Gerlos herab und habe keines gefunden! — Sage, liebes Mädchen, willst Du mir es nicht verkaufen?" — Da erblaßte Luise — es war das Pfand der Treue, das sie ihrem Joseph versprochen hatte zu bewahren. — Der Fremde zog ein Goldstück hervor und legte es auf den Tisch. — Da bedachte sie, wie lange sie mit der kranken Mutter von dem kleinen Schatze zehren konnte und welche Labungen, die sie unmöglich so auftreiben konnte, sie dadurch der armen Leidenden zu verschaffen vermöchte. — Und die Kindespflicht siegte über die Liebe. — Sie stieg auf einen Stuhl und nahm das Rähmchen herab von der Wand, der Fremde sah nicht die Thräne, die an mir hinabperlte, er sah nicht, wie die Hand zitterte, die mich abnahm! — „Alles ist fort, fort, was mir so lieb war, das Garn, die Tauben, die Lerche, — und jetzt wirst auch Du mir entrissen. — Du mein einziger Trost in meinen Leiden!" — So sprach Luise leise. —

Der Fremde nahm mich in die Hand und sprach: „Wie glücklich wird meine Schwester sein, wenn ich ihr diese Blume bringe, nach welcher sie so großes Verlangen hatte. — Als ich mich zu dieser Reise anschickte, trug sie mir auf, ihr diese seltene Blume mitzubringen, da ihr geträumt habe, daß sie das Glück, das sie hoffe, erlangen würde, wenn sie in ihren Besitz komme." Da schwieg er und ein leiser Seufzer entwand sich seinen Lippen. —

„Aus Deiner Hand, schönes Mädchen," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „wird sie der Besitz noch mehr erfreuen! — Du gibst sie wohl nicht gerne her? — Sonderbar, wie Deine Züge mich an meine Schwester erinnern! — Nur stärker bist Du und größer. — Aber die Farbe der Haare, der Augen ist ganz dieselbe. — Sie ist nur zart und blaß, wie eine Städterin und Du frisch und kräftig wie eine Tochter der Berge! — Und nun zürne mir nicht, wenn ich Dir raube, was Dir so lieb ist. — Nimm dieß im Namen der Schwester, die ich mit dieser Blume hoch beglücken werde." —

Und er drückte ihr noch ein Goldstück in die Hand. Dann befragte er die Mutter um ihren Namen und Luisen's Alter, was er sich aufschrieb, und erfuhr mit größtem Erstaunen, daß Luisen's Zwillingsschwester von einer reichen Frau als Kind angenommen worden war. — Der Fremde suchte die arme Kranke, die ihren tiefen Schmerz um das ferne Kind, von dessen Schicksal sie gar Nichts

wußte, nicht verbergen konnte, mit der Hoffnung zu beruhigen, daß es dem Kinde gut gehe, gewiß besser als in der armen Hütte, wo es geboren ward. —

Luise nahm mich indessen nochmals verstohlen in die Hand, bedeckte mich mit Küssen und bat den abwesenden Geliebten um Verzeihung, das Pfand der Treue um Gold zu verkaufen. — „Es ist ja für die arme, kranke Mutter," fügte sie bei, „ich für mich hätte es nicht weggegeben, nicht um Alles in der Welt!" —

Dann setzte sie sich nieder, zog ein altes Buch hervor und las ein Lied, das ihr einst eine Fremde, welche das schöne Zillerthal besucht, und an ihr Gefallen gefunden hatte, hinterlassen, und in welchem sie in mancher schweren Stunde Trost gefunden hatte. Es hieß:

„Ich sitze hier in später Nacht,
Und denk' noch liebend Dein;
Still habe ich den Tag verbracht,
Und sag', wo wirst Du sein? —

Wo heißt Dich wandeln Dein Geschick,
Wo führt Dich hin Dein Pfad? —
Wann endlich blühet mir das Glück,
Daß mir der Liebste naht?

Sitz' ich im Stübchen still zu Haus,
Wie sind die Stunden lang, —
Und eil' ich in den Wald hinaus,
Wird mir's im Herzen bang. —

Dort finde ich nur Einsamkeit,
Hier senke ich das Haupt,
Und denk', schon eine Ewigkeit
Hat man Dich mir geraubt! —

O fände Dich mein klagend Wort,
Dich, mein entfloh'nes Glück! —
O tragt dieß Lied, ihr Lüfte fort
Und bringt mir ihn zurück!" —

Dann spann sie wieder fort, bis Müdigkeit ihr Auge schloß. Aber die Sorge um den Gast rief sie bald vom Lager, um ihm frische Milch ihrer einzigen Ziege und das letzte Restchen frisches Brod anzubieten.

Der Fremde bot Luisen freundlich die Hand zum Abschiede und sprach: „Wer weiß, gutes Kind, ob ich nicht bald wiederkehre, um in Eure Hütte frohe Botschaft zu bringen." Und mit freudestrahlenden Blicken zog er fort mit mir.

Luise schaute mir noch lange nach mit Thränen in den Augen und schwer fiel mir der Abschied von dem Mädchen, das ich so liebte, dessen höchstes Glück ich war, das mich in ihren schwersten, kummervollsten Stunden mit so seligen vertrauungsvollen Blicken angeschaut hatte. — Wie gerne wäre ich bei ihr in der Hütte geblieben, denn ihr reines Herz dünkte mich mehr werth, als ein Palast, in welchen ich vielleicht nun kommen sollte, dessen reiche aber todte Wände mir kein liebewarmes Herz ersetzen würden.

Und so ging es fort aus dem schönen reizenden Zillerthale. — Noch warf ich einen scheidenden Blick

hinauf zur Gerlos, deren schneeiges Haupt ein Kranz von Rosen umschlang, den der Morgenröthe erste Strahlen auf sie gesenkt hatten. Wehmüthig verließ ich die Gegend, wo sich meine Blüthe erschlossen hatte, und die Hütte, wo ich die einzige Freude eines kummervollen Herzens ward.

In der nächsten Ortschaft nahm mein Besitzer einen Wagen und lange, lange ward gefahren. Endlich hielten wir in einer Stadt, vor einem großen Hause. Die Dienerschaft kam herbeigerannt und bemächtigte sich des Gepäckes. Mich aber trug mein Besitzer selbst die stolze breite Treppe hinan. Da kam mit eilenden Schritten eine jugendliche Gestalt auf uns zu. Wie war ich überrascht! — Es war Luise, — meine geliebte Luise, nur zarter, zierlicher und blässer schien sie und vornehmer in Haltung und Geberde. — Aber die Augen, die Haare, die Stirne, Mund und Kinn waren von unverkennbarer Aehnlichkeit. —

„Marie," rief mein Besitzer aus, „was bringe ich Dir hier?" — Und er reichte mich ihr dar! — Ein leiser Schrei der Freude entfuhr ihren Lippen.

„Und welche Nachrichten habe ich noch eingezogen!" fuhr er fort. „Es ist kein Zweifel mehr, Du bist meine Schwester nicht, Du bist die Tochter des armen Weibes, das ich in der Hütte sah, Du bist die Zwillingsschwester ihrer Tochter. — Ich glaube zuversichtlich die Bestätigung des Winkes Deiner alten Wärterin Johanna erlangt zu haben,

daß Du nicht meine Schwester seist. — Du bist das Mädchen, das meine Mutter als Ersatz für ein Kind in demselben Alter, das sie auf der Reise durch den Tod verlor, mitnahm, da Du demselben gleichsahst. — Sie liebte Dich und erzog Dich wie ihre Tochter. — Ich habe auch bereits Johannen geschrieben, zu kommen, um uns die Wahrheit mitzutheilen, um uns Alles zu berichten, was sich zu jener Zeit begeben. — Du weißt, wie schnell die gute Mutter der Tod ereilte, wie sie der Sprache nicht mehr mächtig war, als sie mir Mittheilungen von Dir machen wollte. — Ihre Freude war es, uns in dem Glauben zu lassen, daß wir Geschwister wären; sie fürchtete wohl, ich würde Dich nicht mehr lieben — oder wohl gar verstoßen, wenn ich erfahren sollte, daß Du nicht meine Schwester seist. — Nun aber glaube ich zuverlässig, Deine Heimath, Deine Mutter gefunden zu haben und darf Dich nun meine Braut nennen, wie es mein Herz verlangt und darf statt eines Bruders Dein Gatte sein!" —

„Ist es kein Traum?" rief sie aus, „dürfen wir wirklich glücklich sein?" — Dann betrachtete sie mich, den Rahmen und fand auf der Kehrseite den Namen ihrer Schwester Luise, das Jahr und den Tag ihrer Geburt angegeben — Sie hing mich unter süßen Träumen in dem Zimmer auf und blickte oft zu mir empor. Am andern Morgen kam die alte Wärterin Johanna und Wilhelm überhäufte sie mit Fragen. Sie zog mit ernster Miene ein

altes Gebetbuch hervor, und sprach: „Siebzehn Jahre sind es, daß ich mit meiner Gebieterin im Zillerthale war. Sie hatte das Unglück, ihre Tochter Marie an einem Fieber schnell sterben zu sehen. Sie war trostlos und ich fürchtete, sie folge ihr nach in das Grab. — Da lernte ich eine arme Wittwe kennen, die sich und ihre Zwillingstöchter, im Alter des verlorenen Kindes, ärmlich ernährte. — Ich drang in die von Noth gedrückte Frau, unter den heiligsten Versprechungen, daß es dem Kinde zeitlebens gut gehen sollte, so lange bis sie endlich durch den äußersten Mangel gezwungen einwilligte, uns das Kind zu überlassen. Ich brachte die Kleine an das Krankenbett meiner Gebieterin und sprach: Der liebe Gott schickt Ihnen hier Ersatz für Ihren schweren Verlust. — Es ist das Kind einer armen Mutter, die in Elend darbt. — Nehmen Sie es und ziehen Sie es groß mit den Brosamen, die von Ihrem Tische fallen. — Gott wird es Ihnen lohnen, was Sie dem armen Kinde Gutes thun! — Sie sah das Kind an, das ihr seine kleinen Händchen entgegen streckte, — die Erinnerung an das Dahingeschiedene ergriff sie und die Mutterliebe erwachte neu in ihrem Herzen. „Ja, ich behalte das Kind," versetzte sie freudig, „es soll die Schwester meines Wilhelm's sein, aber nie, nie soll er erfahren, daß es ein fremdes Kind ist, daß er es nie verstößt, nie gehen heißt!" — Ich mußte ihr das versprechen. — Hier in diesem alten Gebetbuche steht der Name

der Mutter, der Name der Kinder, deren Wohnort und das Jahr und der Tag ihrer Geburt. — Ich weiß, daß Marie von dem Bruder nicht verstoßen wird und darum durfte ich sprechen!" — fügte Johanna bei. —

Wilhelm und Marie sahen sich mit freudestrahlenden Blicken an. — Nichts stand ihrem Glück entgegen und bald sah ich, wie eines Tages der Brautkranz ihre schöne Stirne umschlang. — Kein Schwarm fremder Gäste, kein üppiges Gedränge störte die Weihe des Tages. Ihre Herzen hatten sich gefunden, sie waren im Stillen glücklich. Ein Reisewagen stand bereit. Das glückliche Paar stieg ein, gefolgt von Johanna, die mich trug. — Der Weg war mir bekannt; es war derselbe, den ich schon gemacht hatte. So ging es wieder in die Heimat der Gerlos zu! Ich sollte sie wieder sehen, sollte ihr stolzes schneebedecktes Haupt, auf dem ich einst erblüthe, wieder erblicken, von den ersten Strahlen der Sonne geröthet! — Ich sollte wieder in das enge Stübchen kommen und meine Luise finden, deren Glück und Freude ich war! — Ich konnte es kaum erwarten, dorthin zu gelangen! — Marie sprach viel von der Mutter und Schwester, die sie finden würde und was sie Alles thun wollte ihr Leben zu verschönern. — Unter so freudigen beglückenden Gesprächen kamen wir an. — Ich sah schon von Weitem meine geliebte Luise, wie sie vor der Thüre saß und spann. — Aber traurig war ihr

Blick, als sie nach dem Wagen sah, der so rasch heran rollte. — Wie erschrack sie, als er vor ihrem Hause hielt! — Sie erkannte in Wilhelm den Fremden, der sie ihres kostbarsten Schatzes beraubt hatte und erblaßte.

„Luise," rief Wilhelm aus, „ich bringe Dir hier Deine Schwester! — Marie fiel ihr um den Hals und sprach: „Laß mich Dir eine liebe Schwester sein und führe mich zur Mutter! Da flossen Luisen's Thränen, sie brauchte lange, sich zu fassen, dann sprach sie: „Ach! sie deckt das Grab, — ihre Leiden kühlt die Erde!"

Schmerz und Wehmuth raubte den sich wiedergefundenen Schwestern die Sprache. — Da reichte mich Wilhelm Luisen dar und sagte: „Hier, geliebte Luise, hast Du den Schatz wieder, der uns Dich finden ließ! — Nun aber mußt Du mit uns ziehen und vereint und glücklich mit der wiedergefundenen Schwester leben!"

Luise aber schien nur mich zu sehen, die Schwester, die so liebevoll zu ihr sprach, war ihr so fremd. — Sie schien erdrückt von so viel Güte und konnte vor Schüchternheit einer so vornehmen Dame, die sich ihre Schwester nannte, nicht viel antworten.

Marie sagte: „Nicht wahr gute Luise, Du willst mit mir ziehen und bei mir bleiben?" — Luise versetzte etwas schüchtern: „Von diesem Thal, dieser Hütte zu scheiden, wo ich mit der Mutter lebte, den

Gedanken kann ich noch nicht fassen. — Bitte, liebe Schwester, gönne mir Zeit!" —

„Aber was bindet Dich hier, Du lebst so einsam, so verlassen?" sprach Marie liebevoll. —

Da erwiderte eine fremde Stimme: „Ein Versprechen!" — Ein junger Landmann hatte sich unbemerkt genaht, und die Worte der Fremden vernommen.

„Joseph!" rief Luise tief erröthend aus. —

„Ja, ich bin es," erwiderte er freudig, „bin hier, um Dich nie mehr zu verlassen, um Dich als Weib in das Haus meines Vaters zu führen!" —

Luise blickte ihre Schwester an. „Ich verstehe Dich!" — sprach Marie. „Sei glücklich und bleibe in Deinen Bergen, aber die Schwester mußt Du oft sehen und noch lieben lernen!"

Und sie gingen in Luisen's kleines Stübchen und hatten sich viel zu erzählen und ich durfte bei Luise bleiben und durfte Zeuge ihres Glückes sein, wie ich einst ihr Trost in ihrem Kummer war. —

Die Seelilie.

In einer stillen lauen Sommernacht erschloß das leise Fächeln warmer Lüfte meinen leicht geschlossenen Kelch. — Ich gewahrte, daß ich mich auf weichen Ranken schaukelte und vernahm unter mir das leise Plätschern der dahin ziehenden Wellen eines kleinen Sees. Ich erhob mein Haupt, ich blickte um mich herum, ich bebte vor Wonne, vor Entzücken! — Wie schön, wie zaubervoll schien mir die Welt! Wie bewunderte ich des Himmels Blau mit den zitternden Sternen, wie des Mondes flüssigen Silberhauch, der mit stillem Zauber tief in den See lange Schatten warf, Schatten von Cypressen und hohen Ulmen, die reichbelaubt das Ufer schmückten. Eine Gebirgskette bildete den Hintergrund der Landschaft. — Ich sah, wie der rosige Hauch der Morgenröthe Stern um Stern verscheuchte und wie Berg und Wald bald im goldenen Duft des Morgens prangte.

Die Biene zog zur Arbeit aus, und leichtfertige Schmetterlinge umgaukelten kosend auf frischem Rasengrunde meine Schwesterblumen, deren süße Düfte leichte Zephire zu mir trugen, um meine Sehnsucht zu wecken, auch wie sie, auf festem Grunde zu leben und zu athmen. — Wie beneidete ich sie, die fest in der Erde wurzelten und ihre Häupter stolz und aufrecht hielten, während ich, von schwachen Ranken getragen, meinen stets sich senkenden Kelch nur auf kurze Augenblicke mühsam empor zu heben vermochte. — Ich erkannte nun, daß ich bis zum Tage meiner Blüthe in der Nacht des Sees geschlummert haben mußte. — So war es also nur die Blüthenzeit meines Lebens, die mich aus dem feuchten Grabe erhoben hatte und die mir die warme beseligende Lebensluft einzuathmen gestattete. — Wie glücklich dünkten mich die Blumen der Erde, die nicht zu befürchten hatten, in der Zeit der Blüthe und der Wonne von einem tückischen Elemente verschlungen zu werden.

Ein stolz segelnder Schwan glitt an mir vorüber. Er durchschnitt mit seinem blendenden Gefieder die Fluth, um an das jenseitige Ufer zu gelangen, wo geschäftige Mädchen Blumen pflückten und Kränze wanden und fleißige Arbeiter ihr Tagwerk begannen. Auf der einen Seite des Ufers stand ein hohes Gebäude, dessen Balkon von stolzen Säulen getragen ward. Diesem gegenüber befand sich eine kleine ländliche Wohnung, die nur um der

Blumen, Blüthen und Gesträuche willen da zu sein schien, die sie wetteifernd umschlangen. — Ueppiges Weinlaub bildete vom Dache herab eine kleine Laube vor dem Eingange, um den brennenden Strahlen der Sonne das Eindrängen versengender Gluth zu wehren. Rosen, Jasmin, Geißblatt und Epheu rankten sich von allen Seiten hinauf, umschlangen die Fenster gleich Gardinen und verwehrten jedem Neugierigen, die Bewohner dieses Blumentempels zu belauschen. —

„Wer wohl hier, umgeben von den Kindern des Frühlings, wohnen mag! — Und wer pflegt sie wohl so sorgsam, und wem bringen sie ihren jugendlichen Reiz als Spende dar?" — So dachte ich, als ich plötzlich leise verhallend die weichen Töne einer Flöte vernahm! — Es waren Töne voll Wehmuth, Sehnsucht und Schmerz! — Und ich begann zu verstehen, daß die Bewohner der Erde nicht immer den Becher der Freude kosten! — Ich erkannte, daß ihnen nicht, wie uns Blumen, ein Leben der Wonne beschieden ist, sondern daß bei ihnen Schmerz und Kummer nach Jahren, ihr Glück oft nur nach Stunden zählt. — Darum sind wir auch von den Bewohnern der Erde geliebt; denn ihre Freuden gleichen uns Blüthenkindern an Reiz wie an Vergänglichkeit. —

Die Thüre des Blüthentempels öffnete sich und heraus trat ein schöner Jüngling. Er setzte sich am Ufer nieder und nahm seine Angel in die Hand, um

Fische zu fangen. Bald darauf überschritt die Schwelle des stolzen, hohen Hauses ein jugendlich liebliches Mädchen im weißen Morgenkleide und begrüßte mit heiterem Lächeln die hell strahlende Morgensonne. — Sie pflückte Blumen und streute sie wieder in die Luft und jagte sich mit den sie umschwärmenden bunten Schmetterlingen. Wie entzückte mich ihr froher Sinn, wie die Heiterkeit, die aus ihren Augen strahlte. Sie war das Bild des Lebens und der Freude. Sie schritt dem Ufer zu, löste einen kleinen Nachen von der Kette, stieg hinein und steuerte, das Ruder leicht lenkend, gerade auf mich zu. — Ich erhob mein Haupt soviel ich konnte. — Ihr schönes Auge hatte mich erblickt und ihre weiche, warme Hand entriß mich dem kalten Bette der Wellen. Ich war also von ihr geliebt, von ihr erwählt! — Ich hoffte ihre Liebe würde mich pflegen, und in die warme Erde verpflanzen, und ich einem längeren Leben entgegensehen, als uns Lilien des Sees beschieden ist. — Aber ich sah mich getäuscht! Ich ward nicht, wie ich erwartet hatte, von ihr an das Ufer getragen. Sie blickte mich lange mit ihren schönen strahlenden Augen an und warf mich dann vergnügt dem jugendlichen Fischer zu, der jede ihrer Bewegungen beobachtete. Die dunkelblaue Fluth, die in reger Bewegung schaumige Kronen an das Ufer warf, trug mich hin zu ihm. — Er fing mich mit Jubel auf, eilte mit mir, sobald sich das schöne Mädchen wieder entfernt hatte, nach Hause und

flüsterte mir dort viele süße Liebesworte zu, die mich mit stiller Freude erfüllten. —

So war ich nun in dem schönen Blumentempel, dessen Inneres einem kleinen Palaste glich. Jedes Fenster schmückten meine Blumenschwestern in stolzem Blüthenkleide, die mich bei Weitem an Schönheit übertrafen. Sie schienen mir aus einem fremden Lande, aus einer heißeren Zone zu stammen, während ich in der Heimath, im kalten Schooße der Wellen geboren worden war. — Und doch liebte mich mein Besitzer weit mehr, als alle reizenden Blüthen seines kleinen Edens, denn mich, nur mich suchte sein verlangendes Auge. — Ich sah mich in meiner neuen Behausung um. — Wie bezaubernd, wie schön war sie! — So einfach und anspruchslos das kleine Haus von Außen war, so kostbar und reich an Schätzen war dessen Inneres. Durch die lieblich duftenden Blumenschleier bewegte die Morgenluft die reich gestickten Gardinen, die fessellos von vergoldetem Rahmen niedersanken. Ein kostbarer Schatz von Gemälden schmückte die Wände, das Hausgeräthe bestand aus künstlichem Schnitzwerk und goldene Vasen, Kannen und Becher standen umher und verkündeten sowohl den Reichthum, als auch den Schönheitssinn des Eigenthümers. Verschiedene musikalische Instrumente prangten in dem kleinen Feenreiche, was mir kund gab, daß der Besitzer dieser Herrlichkeiten gerne in dem Reich der Töne weilte. — Wie freute ich mich, die wenigen

Tage, die mir zu leben bestimmt waren, unter den zitternden Tönen der Aeolsharfe, dem Dufte der Blumen und dem Anschauen so vieler schönen Schätze zubringen zu dürfen. —

Eine bejahrte Haushälterin, ein alter Diener und ein zierlich gekleideter Page machten die Dienerschaft des Hauses aus. Sie bezeigten meinem Besitzer große Ehrerbietung und eine aufrichtige Zuneigung. Lange sprach er mit mir, nannte mich die Lotosblume des vaterländischen Sees und fragte mich, ob ich wirklich der Bote seines Glückes wäre? Dann pflückte er viele neu erblühte dunkelrothe Camelien, band mich in deren Mitte und schrieb folgende Zeilen auf ein kleines leichtes Blättchen:

„O möcht' Dein Aug' auf diesen Blumen weilen,
Und Dir der Hauch der zarten Blüthen sagen,
Daß unter Hoffen, unter bangem Zagen,
Sich die Gefühle meines Herzens theilen.

O möchten die im Kelch verborg'nen Zeilen,
Das tiefe Weh, das mich erfaßt, Dir klagen,
Und leise flüsternd Dich die Blumen fragen,
Ob meine Wunde wird Dein Lieben heilen?

Wirst heute Abend Du beim Feste tragen,
Die treuen Boten, die ich Dir gesendet: —
Soll mir in Deiner Hand ihr Anblick sagen,
Daß liebend sich Dein Herz zu mir gewendet,
Daß ich nun schwelgen darf in süßem Hoffen,
Daß der Erhörung Himmel für mich offen!"

Dieses kleine Blättchen faltete er zusammen, und schob es vorsichtig in meinen Kelch. — Dann beauftragte er den jugendlichen Diener, die Blumen in die gegenüber stehende Villa zu tragen und Fräulein Paulinen einzuhändigen. — Der kleine Page leistete sogleich seinem Befehle Folge, und hatte mit raschen Schritten bald das Haus erreicht. — Stolz auf die Wichtigkeit seines Auftrags, stieg er die mit Teppichen belegte Treppe majestätisch hinan. — Auf derselben begegnete ihm eine lebhafte, neckische Zofe. „Wem," fragte sie neugierig, „gehören wohl diese seltenen schönen Blumen? — Welch ein kostbarer Schatz!" — fuhr sie fort. „Was sind diese Camelien jetzt werth! — Wohl ein Geschenk? — Das lasse ich mir gefallen! — Der Geber scheint an Glücksgütern nicht arm zu sein!" —

„Sie sind für Fräulein Pauline bestimmt, die hier im Hause wohnt!" erwiderte der stolze Träger ernsthaft. —

„Da kann ich sie sogleich am besten überbringen," versetzte das Kammermädchen rasch, „ich bin bei ihr im Dienst. Von wem darf ich wohl sagen, daß diese holde Blumenspende kommt?" —

„Fräulein Pauline wird das schon wissen," — versetzte der Ueberbringer geheimnißvoll, und übergab mich und meine Schwestern der schelmischen Zofe. —

Der Page ging in der Ueberzeugung, recht klug, dem Willen seines Herrn gemäß, gehandelt zu haben.

Das Mädchen blieb noch eine Weile, theils in Bewunderung unserer Schönheit, theils in Berechnung unseres Werthes versunken, im Vorzimmer stehen, endlich öffnete sie lächelnd eine Thüre, trat in das Zimmer und sprach, uns hoch empor haltend mit lauter Stimme: „Fräulein Pauline, ein wunderschöner Page hat mir diese Blumen mit dem Auftrage übergeben, diese zarten Frühlingskinder in Ihre Hände niederzulegen!“ —

Ich befand mich somit in einem Salon, in dem viel Prunk, aber wenig Geschmack herrschte. — An einem umfangreichen Flügel saß das Fräulein, an welches die Kammerzofe diese Worte richtete, die ihr süßer zu klingen schienen, als die Harmonie der Töne, die ihre Finger dem Instrumente zu entlocken strebten. — Sie sprang auf, vergaß Begeisterung und Musik und sah mit Entzücken und Ueberraschung nach uns armen Blumen, die ihr ein neues Glück verheißen sollten. —

Aber wie sah ich mich getäuscht! — Diese Pauline war nicht das schöne Mädchen, das mich im Nachen gepflückt hatte, um mich dem jungen Fischer zuzuwerfen, nicht sie, die ich so lieb gewonnen hatte, die jetzt gleich mir ihren Lebensfrühling träumte! — Ich erkannte, daß ich nicht da angelangt war, wohin mich die Liebe gesendet hatte! — Ich sah, daß ich das Opfer der Tücke des Mädchens geworden war, das sich einen Scherz mit mir erlaubt hatte. Statt der lieblichen Pauline, die ich des Morgens im Kahn

gesehen, auf deren Wange ein Traum von Rosen blühte, hatte eine große majestätische Gestalt mit dem Kranze der Vergangenheit auf der Stirne ihre Finger fest um mich geschlossen. — Mit prüfendem Auge sah sie mich an! — Wie weh that mir dieser Blick! — Ich sehnte mich nach den süßen Blicken meiner kleinen schönen Pauline, die noch liebewarm in meinem Herzen lebten. Diese Pauline, die mich mit ihren matten grauen Augen anstarrte, schien längst liebeverlassen zu sein. — Aber ihrem Scharfblicke konnte Nichts entgehen. Auch nicht das kleine Blättchen mit dem verhängnißvollen Inhalt, welches in meinem Kelche ruhte. — Mit triumphirender Miene zog sie die Worte hervor, die nicht an sie gerichtet waren. — Sie las sie, — ihre Wange röthete sich, — ihr Auge strahlte, und rascher strömte das Blut dem Herzen zu. Wer sollte wohl der Schreiber dieser Worte sein? — Sie ging nachdenkend auf und nieder, und konnte nicht begreifen, wer sie so still im Herzen trug, so still, daß sie es gar nicht einmal errathen konnte! —

Die an der Thüre stehende Kammerzofe sah ein, sie habe ein Unrecht anstatt eines Scherzes begangen. Endlich begann sie: „Es wird doch nicht ein Irrthum sein, daß diese Blumen dem kleinen Fräulein Paulinchen bestimmt waren, die oben wohnt?" — Zornentbrannt erwiderte ihre Gebieterin: „Warum sollten diese Blumen nicht mir gehören, — thörichtes Mädchen? — Doch nicht dem

Kinde da oben? — Ich fand ein Gedicht darin verborgen, das an mich gerichtet ist, das deutlich die Gefühle eines Herzens ausdrückt, eines Herzens, das mich liebt! — Gewiß ist es der junge Mann, der, als ich in der Gesellschaft gestern auf dem Flügel spielte, unverwandt nach mir blickte. — Ihn hat mein Spiel besiegt, gewiß, er ist es, der die Worte schrieb, die mein Herz mit Entzücken füllen! Nicht die reiche Erbin hat er gewählt, nein, die Künstlerin! — Merke Dir Betty, was ich Dir schon oft sagte: Eine Künstlerin bleibt ewig jung! — Sie schwebt über der Erde, sie wird durch den Zauber der Kunst bis in die Wolken getragen, und die Flucht der Jahre berührt sie nicht!" —

Aber Betty sah bei diesen Worten ihre Gebieterin ungläubig an. Sie versuchte noch einmal von einem Irrthume und der kleinen Pauline des obern Stocks zu sprechen, ward aber unter Schelten von ihrer Herrin zum Schweigen verwiesen. —

„Schweig," sagte diese, „warum sollte mir denn nicht das Glück der Liebe erblühen, nach dem mein Herz sich längst gesehnt?"

Und so verschwand ihr der Morgen, der Mittag unter süßen Träumen. Wie schön malte sie sich das Bild des unbekannten Dichters aus und wie entzückend dachte sie sich den Augenblick des Begegnens. Der Morgen einer goldenen Zukunft war ihr angebrochen in einem Augenblicke, wo sie begann, das Leben kalt, schaal und langweilig zu finden, in einer

Zeit, wo sie glaubte, daß kein Sterblicher ihre Vorzüge zu würdigen wisse. — Bald, sehr bald begann sie zur Toilette für den heutigen verhängnißvollen Abend zu schreiten. — Aber wie schwer war heute diese Wahl! — Wie wurden alle die schönen kostbaren Kleider gemustert! — Das eine war nicht lebhaft genug, das andere verhüllte zu viel die stolze Grazie des Wuchses, ein drittes warf zu steife Falten.

Endlich fiel die Entscheidung auf ein leichtes Foulardkleid mit bunten Blumen. Die Wahl des Kopfputzes machte noch mehr Sorgen. Sie wollte durchaus dieselben Blumen im Haare tragen, wie sie ihr die Liebe des unbekannten Ritters gespendet hatte und sie sandte deßhalb in die Modehandlungen; Camelien gab es in Fülle, aber ich, die Lilie des Sees, die einfache bescheidene Blume der Heimath, ich hatte vor den Augen der Modistinnen, die nur nach ausländischen Reizen spähen, keine Gnade gefunden, ich war nicht aufgenommen in das Reich der Kunst, mein Bild sollte nicht in den üppig wallenden Locken der Jugend und der Schönheit glänzen. Dieser Wunsch der überglücklichen Pauline, deren Gedanken sich schon mit der wichtigen Wahl des Brautkleides befaßten, mußte unerfüllt bleiben. Seufzend sah ich dieser Toilette zu, sie wurde unter großer Bewegung, unter Sorge, Anstrengung und Angst ausgeführt. — Die arme Betty hatte dabei nicht wenig zu leiden, sie mußte ihre ganze Kunst

aufbieten, ihre Fantasie erschöpfen, um längst entflohene Reize zurückzuzaubern. —

Endlich nach vier langen Stunden warf Fräulein Pauline einen streng prüfenden Blick in den Spiegel, lächelte wohlgefällig und schritt am Arme des Vaters die Treppe hinab. — Schon längst harrte der Wagen, der sie in den Tempel der Musen bringen sollte, wo sie das schönste Glück ihres Lebens erwarten würde. Als sie, mich in der Hand haltend, die Treppe hinabstieg, da hörte ich die raschen Schritte eines leichten Fußes und vernahm gleich darauf das Rollen eines Wagens! Das war sie, — das mußte sie gewesen sein, meine geliebte Pauline, die mich heute Morgen gepflückt und mit ihren seelenvollen Augen mich so unvergeßlich angeschaut hatte. —

Unter solchen schmerzlichen Empfindungen kam ich im Opernhause an. Wie blendete mich die strahlende Beleuchtung, wie der Kranz der Frauen in den Logenreihen, deren Reiz theils der Glanz der Edelsteine, theils wir Kinder des Frühlings erhöhten. — Ich aber suchte nur meine Pauline und fand sie auch bald. — Sie hatte ihren Platz mir gegenüber. Kein erborgter Schmuck verlieh ihr Reiz. — Im einfach weißen Kleide überstrahlte sie durch Lieblichkeit und Anmuth viele ihrer in Gold und reichen Stoffen glänzenden Schwestern. — Sie schien gar nicht wie die Andern mit sich beschäftigt, denn sie wußte nicht, wie schön sie war. Da erschien

in einer von Paulinen nicht fernen Loge der Spender der Blumen. Sein erster Blick zeigte ihm: — Pauline ohne Blumen! — Er ward blaß, — er sah nicht, wie ihr Auge frei und offen nach ihm blickte — und ein schmerzliches Lächeln ihm zu sagen schien, sie verstehe seine trüben Mienen nicht. —

Die Musik begann. Aber Alfred, nur Paulinen im Auge, hörte keinen Ton. — Ein namenloser Schmerz hatte sich seiner bemächtigt. Er konnte nicht begreifen, warum Pauline, die ihm Morgens ein Zeichen der Zuneigung gegeben hatte, Abends eine andere Gesinnung zur Schau trug und doch dabei so harmlos, so lieblich aussah. Er konnte von schmerzlichen Gefühlen überwältigt nicht länger in jenen Hallen weilen, wo Heiterkeit und Frohsinn herrschte — und stürzte fort.

Pauline begriff sein Betragen nicht. Sie sah ihn gehen, sie saß traurig da, ein feuchter Thränenschleier trübte den Glanz der schönen Augen und sie vernahm Nichts von den Tönen, Nichts von der Begeisterung der Anwesenden, Nichts von den rauschenden Beifallsstürmen, die einer Gesangskönigin galten, die an diesem Abende alle Herzen bezauberte. —

Nur Alfred, meine Pauline und die falsche Pauline, die mich in der Hand hielt, theilten das allgemeine Entzücken nicht. — Meine unrechtmäßige Besitzerin schaute stets umher und hoffte den bedeutungsvollen Blicken zu begegnen, den Blicken jenes

Dichters, der mit seinen süßen Worten ihr Herz in Wonne getaucht hatte. —

Aber sie sah sich vergebens um, die jungen Männer in ihrer Loge, wie in ihrer Nachbarschaft, ließen nur kalte, gleichgültige Blicke an ihr vorübergleiten. Ein tiefes Weh zog in ihre Brust ein. — Sollte sie wohl gar getäuscht worden sein? — Nein, das war nicht möglich! — Denn diese einfache Sprache im Gedichte mußte die Sprache des Herzens sein! — Sie rief jedes Wort, das in dem Sonnet enthalten war, sich zurück! Sie hörte nicht das künstliche Trillern der Sängerin in weichen, melodischen Tönen, sie bemerkte nicht das sich immer steigernde Entzücken der Zuhörer, sie sah nicht das Strahlenmeer, das aus Tausenden von Gasflammen ausströmte, — in ihrer Seele war es Nacht, denn der Flammenblick, der das Schöpfungswort: Es werde Licht! — in ihrem Innern hätte hervorrufen können, — er war ihr nicht begegnet! —

Am Schlusse der Oper ward die Sängerin gerufen. Ein Beifallssturm durchtobte das Haus. Da neigte sich ein Nachbar zu meiner Besitzerin und bat sie unter freundlicher Begrüßung um die Blumen, die sie in der Hand hielt. Sie ward überrascht, verwirrt. Sollte das wohl der Verfasser des Gedichtes sein? — Ihr Nachbar hielt ihre Verwirrung für Bejahung, nahm die Blumen sanft aus ihrer Hand, was sie ohne Widerstreben geschehen ließ, befestigte an das Bouquet ein reiches goldenes Arm-

band und warf es mit sicherer Hand auf die Bühne hinab, — ihr zu, der alle Herzen diesen Abend zugeflogen waren.

Wir fielen zu den Füßen der Sängerin nieder, begleitet von einem reichen Gefolge von Kränzen, Blumen und Gedichten. Das geübte Auge der Künstlerin hatte bald den strahlenden Schmuck entdeckt, der uns Kinder der Natur umschlang. Mit gewandter Hand langte sie nach uns, drückte uns an den wogenden Busen, und dankte mit gerührten Mienen. Sie nahm uns mit in den Wagen, dem noch in weiter Ferne der Ausbruch des Entzückens folgte. Die andern Blumenspenden und Gedichte, so schön und sinnig auch manche sein mochten, blieben unberührt liegen. Rasche Rosse trugen uns durch die vom Monde beleuchteten Straßen.

Wie viel hatte ich an diesem Tage erlebt, seit das Fächeln eines warmen Zephirs mich in's Leben gerufen! — Wie friedlich schaukelte ich mich bei den ersten rosigen Strahlen des Morgens unter dem leisen Gesang der Waldbewohner auf den sich sanft kräuselnden Wellen, wie beglückt fühlte ich mich, von Paulinen's schöner Hand gepflückt zu werden und wie freudig schloß ich in meinen Kelch das verhängnißvolle Blättchen ein. — Aber wir Blumen, die wir zur Freude der Bewohner der Erde geschaffen sind und in ihr Leben verwebt, — wir theilen auch deren Schmerz! — Wie manche Thräne, ungesehen vergossen, wird stumm in unsern Kelch

geweint! — Wie manches edle Herz, von den Menschen verkannt, schenkt uns die reiche warme Liebe, die es in der Welt gesucht und nie gefunden hat! — Darum geben wir auch dem wunden müden Herzen Trost und Frieden! — Wir selbst, dem Spruche der Vergänglichkeit unterworfen, lehren ihm, muthig Verluste ertragen und sind ihm das Bild der Hoffnung, da stets neue Blüthen auf dem Grabe der verwelkten sprießen! —

Der Wagen hielt. Die Kammerzofe trug uns ins das Zimmer, löste geschickt den reichen Schmuck ab und erhielt uns als Geschenk. — Dann begab sich die Sängerin noch in einen kleinen Zirkel, der ihretwegen veranstaltet war. Sobald sie fortgefahren war, nahm mich und meine Schwestern das Kammermädchen in die Hand, um auch noch ein paar Stunden in einem ihr befreundeten Kreise zuzubringen. — Als sie das Zimmer betrat, hielt sie uns hoch empor, als Zeichen des Triumphes ihrer Herrin. — Da stürzte der kleine Page auf mich zu, der mich am Morgen zu meiner geliebten Pauline hatte bringen sollen und das Kammermädchen der falschen Pauline, deren Muthwille so viel Verwirrung und Schmerz verursacht hatte. — Der kleine Diener Alfred's ließ nicht nach, bis er in meinen Besitz kam, um mich seinem Herrn wiederzubringen, dem das Mißverständniß so viele Leiden verursachte, und der so kummervoll von der Oper nach Hause gekommen war. —

Eben hatte die kleine boshafte Zofe meine Schicksale erzählt, wie den Verdruß ihrer stolzen Gebieterin, die ebenfalls getäuscht in der übelsten Laune zurückgekehrt war und ihren Aerger durch wilde Akkorde einer beklagenswerthen Nachbarschaft kund gab. —

„Freund Giacomo", fuhr sie fort, „wird, wie ich hoffe, was ich verbrochen habe, wieder gut zu machen wissen!" —

Der kleine Diener blieb nicht länger. Im raschen Laufe trug er mich zu seinem Herrn und erzählte ihm meine Irrfahrt bis zu dem Augenblicke, der mich der Hand wieder zugeführt hatte, deren Eigenthum ich war. Welchen freudigen Eindruck machte die Erzählung des kleinen Giacomo auf das tief bekümmerte Gemüth seines Gebieters. Mit Entzücken nahm er mich wieder in die Hand und sorgte für die so lange entbehrte Erfrischung unseres zarten Blüthenlebens. Die Nacht senkte keinen Schlummer auf sein Auge. Die Unruhe des Tages, die wechselnden Begebenheiten von Freude und Schmerz verscheuchten von den müden Augenlidern Schlaf und Ruhe. Aber die Hoffnung zog mit ihren rosigen Bildern in seine Brust ein und in den langen einsamen Stunden der Nacht beschloß er, am nächsten Morgen den verhängnißvollen Blüthengruß Paulinen selbst zu überbringen, ihr dessen Schicksale zu erzählen und sich von ihrem Vater das Glück seines Lebens zu erbitten. — Paulinen's Vater sprach

kein hartes Nein! — Meine Pauline, die mich hoch erfreut begrüßte, konnte gar nicht genug von den Mißverständnissen des gestrigen Tages und meinen Irrfahrten erzählen hören. „Du süßer Bote meines Glückes," sprach sie zu mir, „Du sollst mir nun nicht mehr entführt werden!" —

Sie nahm mich und steckte mich in eine kleine krystallene Vase und ich blieb in ihren Räumen und sah sie glücklich und ward von ihr geliebt! —

Die Granate.

In der Schwüle einer Sommernacht, im weichen Silberscheine des Mondes, erschloß sich meine Blüthe. Ich stand am Eingange eines Kiosks, und lehnte mich auf die weichen grünen Sammtblätter, die meinen kaum entfalteten Kelch liebend umfingen. Durstig sog ich den milden Thau der Nacht ein, der sich erquickend auf mich niedersenkte, und schwelgte in den süßen Düften der Orangen- und Zitronenbäume, deren Gold in des Mondes Strahlen glänzte, und deren duftender Blüthenschnee ein leiser West in weite Fernen trug.

Wie freute ich mich meines Daseins, meines Erwachens! — Am tiefblauen Himmelszelt, das keine Wolke trübte, löste ein Stern den andern ab, bis sie, von dem rosigen Strahl der Morgenröthe besiegt, erbleichend verschwanden. Beim Dämmern des Tages blickte ich umher und sah, wie Oleander-Haine, Myrthen- und Feigenterrassen die nahe Bucht

im Halbkreise umschlangen und Kastanien und Wallnußwälder mit Platanen und Cypressen abwechselten, so weit die Landschaft sich dem Auge zeigte. —

Stille herrschte in der Nacht, Stille in der Natur! Ein heiliger Friede begrüßte meinen Eintritt in das Leben! —

Mit Jubel betrachtete ich Blumen und Bäume, Berge und Wälder, und schwelgte im Reize der Natur, in jenem Reiz, welchem der goldene Duft des Morgens einen neuen Zauber lieh. — Plötzlich öffnete ein leiser Luftzug die weichen seidenen Gardinen, die am Eingang des Kiosks, wo ich stand, herabgefallen waren. Ich blickte forschend hinein. — Wie war ich überrascht, wie entzückt! — Ich konnte nicht genug schauen und bewundern! — Arabesken, kunstvolle Gemälde und reiche Vergoldung zierten die Wände, wie die hochgewölbte Decke des Kiosks und lieblich duftende Blumen rankten sich in der verschiedenartigsten Mannigfaltigkeit an den bunten Glasfenstern empor. Kostbar gewirkte Teppiche lagen über dem künstlichen Mosaikboden ausgebreitet, in dessen Mitte sich ein Springbrunnen von Alabaster befand, dessen fallende Tropfen sich leise verhallend in nelodischen Tönen niedersenkten. —

Wie bestaunte ich diese Pracht! — Aber mehr als alle Pracht, als alle Schätze entzückte mich der Anblick eines Mädchens, das auf dem schwellenden Lager einer Sammtottomane lag. — Jugend und Schönheit hatten ihren Zauber über sie ausgegossen,

über ihren Augen vergaß ich die Sterne, die ich so schmerzlich entschwinden sah, über ihre Wangen die Bewunderung, die ich den kaum erschlossenen Rosen bezeigt hatte! — Ihr Lächeln drang mir tief in das Herz hinein! — Wie zog es mich hin zu ihr! — Wie verlangte ich darnach, ihr schönes Auge zu fesseln, von ihren Lippen ein Wort der Bewunderung zu erlangen! — So weit ich konnte, bog ich mich vor, mich ihr bemerkbar zu machen, denn wir Blumen sind ja innig verwebt mit den Bewohnerinnen dieser Erde. — Wir sind ihr Schmuck, ihr Entzücken in den Tagen der Wonne und Freude. Hat aber ein rauher Nord den kurzen Jugendtraum verweht, — dann fallen auch auf uns ihre stillen warmen Thränen! — Uns klagen sie dann des Herzens tiefes Weh und an unserem Anblick vernarbt so manche Wunde, die dem Auge der Welt verborgen bleibt! —

Wie belauschte ich jede Bewegung des reizenden Mädchens! — Eine Dienerin kniete zu ihren Füßen und fächelte ihr mit einem Fächer von duftendem Sandelholz Kühlung zu. — Ich hörte, wie dieselbe mit selbstgefälliger Redseligkeit bemüht war, ihre Herrin, die sie Zuleika nannte, mit Märchen die Stunden zu verkürzen. — Aber Zuleika schien mir zerstreut, ihre Gedanken folgten nicht den Worten der märchenreichen Dienerin. — Endlich sprach sie: „Schweig, Miranda, Du langweilst mich mit Deinem Prinzen Nurgehan. Und Deine Chansade finde ich

unausstehlich! — Sprich mir heute von etwas Anderem!" —

„Vielleicht willst Du lieber von dem weisen Padmanaba hören, und dem jungen Hassan?" — fragte die Dienerin.

„Kein Märchen, Miranda," versetzte das schöne Mädchen. „Sprich mir von meiner Mutter, von ihrem Heimathlande, von ihrem Glauben, der auch der Deinige war und von den Sitten jener Völker, wo die Frauen frei umhergehen dürfen, und nicht die Sklavinnen des Mannes sind. — O Miranda, welche Sehnsucht ergreift mich, das Land meiner Mutter zu sehen!" — „Juwel meines Herzens," erwiderte Miranda, „Licht meiner Augen, verlange dieß nicht! — Denn nie, nie wird Dir dieser Wunsch erfüllt werden! — Fühlst Du Dich nicht glücklich, Dein Leben unter dem Duft von Oleander und Orangen, unter dem Schatten der Platanen und Cypressen bei dem lieblichen Gesang der Vögel verträumen zu dürfen? — Ich schmücke Dich mit den Schätzen beider Indien und Du, die schönste Blume des Orients, tändelst mit Deinen Schwestern und lauschest dem Gesang der Nachtigall und dem, was sie Dir in geheimnißvollen Tönen anvertraut!" —

„Schweig, Miranda! — Du weißt, daß ich keine Königin von Saba bin und mich nicht auf die Sprache der Vögel verstehe!" — versetzte Zuleika ungeduldig und fuhr leise sprechend fort: „Wisse, Miranda, ich will mein Leben nicht in Langweile

und Müssiggang verträumen! — Ich möchte beschäftigt sein, ich liebe Wechsel, Veränderung! — Du hast mir oft erzählt, wie künstlich meine Mutter stickte. Das möchte ich auch können! — Du hast mir so viel von ihrem schönen Lautenspiele gesprochen, sieh das möchte ich auch lernen! — Wie schön, wie reizend muß das sein, des Herzens Gefühle in Tönen ausdrücken zu können! — Sag Miranda, kannst Du vielleicht auch die Laute spielen?" —

„Nein, mein Kind," erwiderte die Dienerin, „das lernen bei uns zu Lande nur die Töchter reicher, vornehmer Leute. — Ich war nur ihre Dienerin. — Aber Kind, Kind, mein Kopf ist in Gefahr, wenn Dein Vater von Dir solche Wünsche hört! — Wisse, daß er mir mit dem Tode gedroht hat, wenn ich es wagen sollte, in Deiner Brust Sehnsucht nach der Heimath Deiner Mutter zu erwecken! — Ich bereue es, Dir das Geheimniß anvertraut zu haben! Zuleika, Kind, geliebtes Kind, meine Unbesonnenheit wird uns Beide elend machen!" —

„Miranda, fürchte Nichts von mir, fürchte nicht, daß ich Dich verrathe!" versetzte Zuleika, und Thränen füllten ihre schönen Augen. „Aber sieh," fuhr sie schüchtern fort, „ich möchte nie die Sklavin eines Mannes werden, wie es hier bei uns die barbarische Sitte erfordert. — Ich bin fest entschlossen, eher mein ganzes Leben in der tiefsten Einsamkeit zu vertrauern, als mich einem fremden, vielleicht mir verhaßten Mann als Sklavin zu unterwerfen. Miranda, Du

getreue Dienerin, bei der Liebe die Du meiner Mutter schenktest, beschwöre ich Dich, steh' mir bei, daß ich das nicht muß! — Ich ehre meinen Vater, ich liebe ihn, ich werde ihm nie meinen Gehorsam verweigern, aber die Gattin eines Mannes, den ich nicht kenne, den ich nicht liebe — werde ich nie — nie! — Ich will lieber einsam leben; ist es doch nicht ganz unmöglich, einst mit Dir in die Heimath meiner Mutter, der so geliebten, früh verblichenen Mutter zu gelangen!" —

Wie rührten mich diese Thränen, die aus so schönen Augen strömten! — Sie, die so reizend war, die so geschaffen war zu beglücken, sie war so traurig! — Da warf ich einen Blick hinaus auf die See. — Der zarte rosige Duft, in welchem hunderte von Segeln sich bewegten, war plötzlich bei dem Steigen der Sonne in Purpur umgewandelt und ich glaubte darin ein günstiges Zeichen für das künftige Glück meiner geliebten Zuleika zu gewahren. —

„Miranda," sagte sie leise, „weißt Du nicht, ist der schöne Fremdling, den ich schon öfters verstohlen hinter dem Gitter erblickte, dessen Lautenspiel und Gesang wir schon so oft verborgen lauschten, ist er wohl aus dem Lande meiner Mutter?" — „So ist es, gutes Kind!" versetzte Miranda. „Er ist ein Spanier und heißt Don Gonzales. Doch soll, wie ich hörte, das Lösegeld schon eingetroffen sein und er wird bald in seine Heimath ziehen!" — „Wie? — Er verläßt uns?" — rief Zuleika erschrocken aus;

„er zieht in das Land meiner Mutter? — O, Miranda, bis jetzt hast Du mir noch nicht gesagt, ob sich meine Mutter hier im fremden Lande glücklich fühlte, oder ob Sehnsucht nach der Heimath ihr Herz gebrochen hat!" —

„So vernimm auch dieß mein Täubchen," erwiderte die Dienerin, „doch vergiß nie, daß in Deiner Hand mein Leben liegt. — Ein Wort von Dir und mein Haupt fällt als Opfer des Zornes Deines Vaters! — Höre mich an! — Der Vater Deiner Mutter, ein spanischer Grand, hatte wie mehrere seiner Freunde, das Gelübde gethan, nach Palästina zu ziehen. — Seine Freunde zogen früher als er dorthin aus, kehrten glücklich wieder und konnten nicht genug von der Pracht des fernen Morgenlandes, von der Herrlichkeit der heiligen Stätten erzählen. Da er seine Gattin früh verloren hatte, wollte er nur abwarten, bis Deine Mutter erwachsen und kräftig genug war, ihn begleiten zu können, da er sich nicht entschließen konnte, sich so lange von der geliebten Tochter zu trennen. Als sie stark genug war, um die Beschwerden einer so weiten Reise ertragen zu können, machten wir uns auf den Weg. Dein Großvater, ein Jugendfreund desselben, sie, ich und drei Diener. — Die Reise ging, um die Tochter nicht zu ermüden, ziemlich langsam. — Schon hatten wir Hoffnung, das Ziel unserer Reise bald erreicht zu sehen, als plötzlich in einer Einöde räuberische Kurden auf uns zustürzten,

Deinen Großvater, dessen Freund und Diener tödteten und Deine Mutter und mich nach Stambul auf den Sklavenmarkt schleppten. — Die Schönheit Deiner Mutter erregte dort großes Aufsehen. Viele Käufer bewarben sich um sie, aber der hohe Preis, der für sie gefordert ward, schreckte die Menge zurück. — Dein Vater, einer der reichsten Veziere, befriedigte die Gewinnsucht der rohen Sklavenhändler mit seinem Golde und erfüllte auch sogleich die erste Bitte, die Deine Mutter auszusprechen wagte, nämlich mich, ihre Dienerin, mitzukaufen. — Wir wurden sogleich in den stolzen Palast Deines Vaters gebracht, wo unsere Blicke einer neuen, uns bisher unbekannten Pracht begegneten. Aber nicht die Reize der Natur, nicht die Gärten, die einem kaum geschaffenen Eden glichen, deren zaubervolle Blumen berauschende Wohlgerüche aushauchten, nicht die kostbaren Gemächer, die von dem Reichthum des Besitzers zeigten, vermochten den Kummer unserer jugendlichen Herzen zu lindern. —

„Unser neuer Gebieter ließ uns die ersten Tage allein und wir hatten Zeit, unser Schicksal zu beklagen. — Unter heißen Thränen hielten wir uns umschlungen. Wir wußten, daß wir die geliebte theuere Heimath nie wieder sehen würden. Wir wußten, daß alle Herzen, die uns dort schlugen, nun für uns verloren waren. Noch trostloser als ich, war Deine Mutter. Sie beweinte nicht allein den Vater und die Heimath, sondern auch eine Jugendliebe.

„So vergingen einige Tage. Da erschien der Vezier und suchte mit Schmeichelworten Deine Mutter zu bestimmen, seine Gattin zu werden. Sie wies ihn kalt und stolz zurück! — Aber ihre Weigerung erhöhte nur bei ihm den Wunsch, sie zu besitzen. Er kam jeden Tag, er suchte ihr jede Stunde einen Beweis seiner Liebe zu geben. Und was wollten wir arme Frauen beginnen? —

„Ohne Beistand, ohne Geld, wie konnten wir entfliehen! — Da flehte ich selbst Deine Mutter an, den Ungestümen zu erhören. Nach langem Widerstreben willigte sie endlich ein. — Sie ward seine Gattin, aber ihr Herz brach vor Sehnsucht nach der Heimath, die sie nie vergessen konnte. Nicht die Juwelenpracht, nicht die kostbaren Gewänder, womit Dein Vater sie beschenkte, vermochten ihr ein Lächeln abzugewinnen. Denn sie konnte die Einsamkeit der Tage, an welchen eine Stunde wie die andere in das Meer der Ewigkeit hinabrollte, nicht ertragen! Sie, die im heimathlichen Lande mit Lautenspiel und Gesang alle Zuhörer hinriß, die in der Grazie des Tanzes alle Gespielinnen übertraf, sie konnte sich nicht an die einförmigen Tage einer Türkin gewöhnen, die zufrieden ist, schön geschmückt auf ihrer Ottomane zu liegen. So raffte sie Gram und Sehnsucht nach der Heimath in der Blüthe ihrer Jahre dahin. — Kurz vor ihrem Ende mußte ich ihr versprechen, Dich einst wieder in ihr Heimathland zu bringen, Dich dort ihren Glauben annehmen

zu lassen. Noch sehe ich ihre blassen Lippen, ihr gebrochenes Auge, noch sehe ich sie auf ihrem seidenen Lager, bleich und schön wie eine geknickte Lilie, noch höre ich den Schwur, den ich mit Todeszittern aussprach und der ihr Trost in letzter schwerer Stunde war! —

„Jener Granatbaum," sprach sie mit matter Stimme, und bezeichnete diesen, der hier am Eingange steht, „ward mir von einer alten treuen Sklavin, am Tage der Geburt meiner geliebten Zuleika geschenkt. — Sie sagte, sie habe denselben in der Stunde, als mein süßes Kind das Licht der Welt erblickte, gepflanzt, und ein stiller Zauber hafte auf den Blüthen des Baumes, der durch einen geheimnißvollen Spruch in einen Talismann umgewandelt worden wäre. Die erste Blüthe, die meine geliebte Zuleika selbst pflücken und an die Brust stecken wird, soll sie, wenn ihr Gefahr droht, davor beschirmen. Darum Miranda, Du treue Seele, bewahre diesen Baum, und laß mein Kind nicht eher eine Blüthe von ihm brechen und tragen, bis sie herangereift ist und eines Talismanes bedarf, der sie statt des treuen Mutterherzens schützen soll!"

„Bald darauf schloß sich ihr schönes Auge," fuhr Miranda fort, während heiße Thränen ihre Wangen herabrollten — „und die geliebte Herrin ließ mich allein in dem fernen Lande, unter den drückenden Strahlen einer glühenden Sonne. Was war mir die Schönheit der Natur, was ihre stolze

Pracht, was die Reichthümer des Gebieters, was sein Wohlwollen, das er auf mich, als die Dienerin der geliebten Herrin übertrug. Ich sehnte mich nach der Heimath, sehnte mich nach geliebten theuren Herzen, die mir dort noch schlagen würden. Im ersten Augenblicke dachte ich nur an Flucht. Fort wollte ich, fort, selbst wenn ich mich verirren und unterwegs verschmachten würde. Als aber mein Blick Dich traf, als ich bedachte, daß Deine Mutter Dich in meine Arme gelegt hatte, daß ich Dir die Verblichene ersetzen, Dich beschützen und Dir Liebe zu dem Lande Deiner Mutter einflößen sollte, da bekämpfte ich mein Weh, da erstickte ich den Schrei des Herzens, der nach der Heimath rief, trocknete meine Thränen — und blieb. Von Stunde an liebte ich nur Dich, lebte und athmete nur für das theüere Kind der geliebten Herrin. Und Du blühtest unter meiner Pflege heran, als die schönste Blume des Orients, an Reiz und Schönheit ihr gleich, die der Stolz und die Wonne Deines Vaters war. — Sieh, geliebte Zuleika, erst heute, an Deinem fünfzehnten Geburtstage theile ich Dir das Geheimniß des Talismans mit, weil mich die Drohung Deines Vaters schreckte, Dir Mittheilungen von Deiner Mutter zu machen. Jetzt aber ist die Zeit angebrochen, Du mußt wissen, was der letzte Wille Deiner Mutter war und ich hoffe, die Blüthe der Granate, die sich heute Nacht entfaltet hat, bringt Dir Glück Ja diese Blüthe ist der Talisman, auf dem der!

Segen der geliebten Mutter ruht! — Doch genug hievon! — Dein Vater erwartet mich, ich muß ihm Nachricht geben, daß heute der Tag ist, der Dir vor fünfzehn Jahren das Leben gab. — Wohl wird er Dir bereits den Gatten bestimmt haben, denn ich weiß, wie viele Schätze schon geboten wurden, um den Besitz der schönen Rose von Stambul." —

„Dann Miranda," rief Zuleika aus, „dann beschwöre ich Dich, verbirg ihm diesen Tag!" —

Mit Heftigkeit sprang sie von der Ottomane auf, warf die reichen langen Flechten auf den Nacken zurück und fuhr fort:

„Ich kann ihm nicht gehorchen; ich bin keine Sklavin, Du hast es selbst gesagt, ich bin die Tochter einer freien Spanierin!" —

Die sanften Töne einer Laute unterbrachen das Gespräch. Ein leiser West trug folgende, leise, gleich dem Echo verhallende Worte zu den Ohren beider Frauen. Woher sie kamen, konnte ich nicht ergründen. Wahrscheinlich aus dem Fenster eines nahe stehenden Thurmes. Sie lauteten:

„Es flieht entthront die dunkle Nacht,
Da hell der Osten glüht!
Es singt, vom sanften Schlaf erwacht,
Bulbul ihr schönstes Lied! —

Des Zephirs Schwingen fast erdrückt
Der Rose süßer Duft,
Die jugendlicher Reiz geschmückt
In lauer Sommerluft.

Und jubelnd zu des Himmels Blau
Die kaum Erschloßne blickt,
Im Kelche zittert milder Thau,
Der still sie Nachts erquickt. —

Und gierig saugt ein warmer Strahl
Die Thauesperle ein,
Als dürft' sie nur ein Liebesmahl
Für heiße Gluthen sein! —

Füllt auch mein Auge Thränenthau
Schon manche bange Nacht,
Trank ihn doch nicht der Augen Blau
Voll zauberischer Macht.

O trüg die weiche Morgenluft
Zu Deinem Ohr dies Lied,
Und sagte Dir der Rose Duft,
Wie heiß mein Herz erglüht!

Mein Leben ist nur Dir geweiht!
Ist meine Lieb' Dir werth,
Bin ich zur Flucht mit Dir bereit,
Wenn Du mein Fleh'n erhört!" —

Zuleika näherte sich dem Vorhange und nahm ihren Platz an derselben kleinen Spalte ein, durch welche ich sie beobachten konnte. Sie erhob die kleine weiße Hand, um den Vorhang etwas zurückzuschieben, und nach dem Sänger zu spähen; aber schüchtern ließ sie die Hand wieder sinken. Sie unterdrückte die jugendliche Neugierde, aber schwere Thränen glitten über die Rosen Ihrer Wangen hinab. Ich aber fühlte mit Stolz mich als den Talisman des

schönen Mädchens, in dessen Macht es stand, ihr Lebensglück zu gründen. Wie entzückte mich der Gedanke, daß ihre zarte Hand mich pflücken würde und daß ich an ihrem Herzen sterben dürfte, um ihr Glück zu bringen. Wie freute ich mich, schön zu sein, um ihr zu gefallen! — Wie gierig sog ich den leisen Nektarregen ein, der mich noch vor dem vollen Aufgange der Sonne labend tränkte — und wie wärmte ich mich an der Purpurgluth der Sonne, um meinen jugendlichen Glanz zu erhöhen! — Wie klagend dünkte mich jetzt das Lied der Nachtigall, wie berauschend der Duft der Rose, der zu den Wolken stieg. Ich freute mich schon jetzt, die Thräne des Kummers durch mich in eine Thräne der Wonne verwandelt zu sehen! —

„Es ist der Fremdling," hauchte Zuleika kaum vernehmlich der treuen Dienerin zu, „er ist es, der dieses süße Lied gesungen." „Hassan, unser Wächter," versetzte Miranda, „ist ihm sehr gewogen, er hat ihm die Möglichkeit verschafft, Dich zu sehen. — Er hat mir auch gesagt, daß der Fremde für Dich in Liebe entflammt ist, sein Herz ist Dein, und wenn Du wolltest, so würde der Wunsch Deiner Mutter erfüllt, da er Dich in ihr Heimathland führen will. So wäre dann das Versprechen, das ich Deiner Mutter in ihrer letzten Stunde gab, seiner Erfüllung nahe! Sieh hier diesen Blüthengruß hat Dir der schöne Fremdling durch Hassan gesandt!" —

„Laß sehen!" rief Zuleika lebhaft aus.

Miranda holte aus dem Versteck einer Vase einen Blumenstrauß hervor, den ein weiches seidenes Band umschlang.

Zuleika nahm ihn leise erröthend in die Hand; sie sah ihn an, und rief, sich die Blumen deutend, mit Entzücken aus:

„Du hast gesiegt! — So spricht die rothe Rose,
Die ihren Dorn verbirgt, im weichen Moose!
Camelie, Du sagst: „Ich suche Dich!"
Du dunkle Nelke heißt: „Sehnsucht verzehret mich!"

Du weiße Rose deutest wohl: „Er stürbe,
Wenn er nicht Gegenliebe sich erwürbe!"
Der Treue Sinnbild bist Du Immergrün!
Du Feige, sprichst Du auch für ihn? —

Du sagst bedeutungsvoll: „Es gibt auf Erden,
Kein schön'res Glück, als das geliebt zu werden!"
Orangenblatt, Du rufst mir zu: „Sei mein!"
O dürft' ich sagen: „Dein, ja ewig Dein!"

Da fiel Zuleika der treuen Dienerin um den Hals. „Miranda, geliebte Freundin!" rief sie aus, „die mir die Mutter ersetzte, was soll ich thun, rathe mir! — Mit dem schönen Fremdling fortziehen und den Vater kränken oder bei dem Vater bleiben und vor Sehnsucht nach ihm sterben, nach ihm, der nie mehr wiederkehren wird?" —

„Kind, geliebtes Kind," versetzte Miranda, „Du mußt Dich heute noch entscheiden. — Jetzt geh' ich zum Vater, um seinem Befehle Folge zu leisten.

Ich überbringe ihm den reifen Pfirsich, der ihm verkünden wird, daß der Tag angebrochen ist, an welchem er über das Schicksal seiner Tochter entscheiden will. Wenn ich wiederkehre, dann wollen wir überlegen, was geschehen kann. Vor Allem muß ich mit Hassan und dem Fremden sprechen." — Miranda ging und überließ ihren Liebling den zwischen Wonne und Kummer getheilten Gefühlen ihres Herzens. Wie schwer fiel es ihr, den Vater zu hintergehen, aber dem Geliebten zu entsagen, vermochte sie nicht! — Um dem Zwiespalt ihres Innern etwas zu entgehen, trat sie zu den Blumen, die um den Rand des Alabasterbrunnens standen. um dem Geliebten eine sinnige Antwort auszuwählen

Nachdenkend blieb sie vor ihnen stehen, dann pflückte sie einige und sprach:

„Dich Iris send' ich ihm, er soll es wissen,
Daß er des Herzens Frieden mir entrissen!
Du Imortelle, Bild der Unsterblichkeit,
Du deutest ihm der Liebe Ewigkeit!

Dich zarte Balsamrose will ich pflücken!
Was Du ihm sagst, das soll sein Herz beglücken!
Daß stets sein Bild in meinem Herzen wohnt,
Und meine Liebe seine Treue lohnt! —

Du weißer Flieder flüstere ihm zu:
Mein ganzes Glück, mein Alles bist nur Du!
Beschwingt euch nun, ihr Boten ohne Worte,
Und schließt mir auf des künft'gen Glückes Pforte."

„Halt!" rief sie plötzlich aus: „Die Granate, soll ich nicht die Granate pflücken und sie beifügen? Sie trägt ja die schönste Bedeutung in der Blumensprache:

„Bald nahet sich die seligste der Stunden,
Und ewig bin ich liebend Dir verbunden!" —

Sie blieb sinnend stehen, dann nahten sich ihre Schritte mir. — Da ich nun aber wußte, daß ich sie beschützen sollte, zitterte ich, von ihr verschenkt zu werden. — Schon fühlte ich, wie sich ihr schlanker warmer Finger um mich legte, als sich Schritte nahten.

Wie ein schüchternes Reh sprang sie zurück und lehnte sich athemlos an eine Ottomane, meine Blüthenschwestern fest an sich drückend. Da trat ihr Vater ein.

„Mein Kind," begann er auf die Blumen deutend, „es ist nun Zeit mit diesen Tändeleien aufzuhören."

Zuleika ward blaß, glaubte sich verrathen und ließ vor Schrecken die kleinen sorgfältig gewählten Liebesboten fallen.

„Ich habe," — fuhr ihr Vater fort, „Dir heute an Deinem Geburtstage einen Gatten auserkoren. Drei kostbare Anzüge, die ein Mädchenherz entzücken können, liegen bereit. — Du wirst sie tragen, um an ihm der Sitte gemäß, vorüberzugehen, dem Du heute noch angehören wirst. Ben Omar, einer der reichsten und angesehensten Veziere, wird Dein Gatte werden. — Ich weiß, Du bist Deinem Vater dankbar für diese Wahl!" —

Aber Zuleika fühlte Nichts von Dankbarkeit in ihrer Brust, Thräne um Thräne rollte die Wange hinab, endlich sank sie dem Vater zu Füßen, und bat um Aufschub. —

Der Vater konnte seine Tochter nicht begreifen, die nicht von ihrem Glücke entzückt war. Nur einen einzigen Tag des Aufschubes vermochten ihre Thränen und Bitten dem Vater abzugewinnen. Des andern Tages sollte sie die Gattin des Veziers werden, er hatte ja sein Wort gegeben. — Und somit entfernte sich der strenge Vater. —

Als Miranda wieder kam, wie trostlos fand sie ihre junge Herrin! — Aber Miranda hatte Muth, war reich an Hoffen, und richtete die gebeugte Zuleika wieder auf. Jetzt, wo sie den Vater doch verlassen sollte, war sie rasch entschlossen. Dem ungeliebten Gatten wollte sie nicht angehören und so willigte sie ein, mit dem Geliebten noch diese Nacht in das Heimathland der theuren Mutter zu entfliehen.

Miranda hatte Alles mit dem glücklichen Don Gonzales verabredet. Ihm fehlte es nicht an Gold, die Wächter zu bestechen. Hassan und Miranda wollten mit entfliehen. Die Mitternachtsstunde war zu der gefahrvollen Flucht bestimmt. Zuleika sollte, bevor sie ging, mich pflücken und an die Brust stecken, um durch den Talisman vor jeder Gefahr geschützt zu sein. Wie freute ich mich meines Zaubers, wie freute ich mich, sie, die ich liebte, beschirmen zu können! — Wie dehnten sich die Stunden, bis

der Abend kam. Wie freute ich mich bei dem Anblicke der Sterne, die heute unserem neuen Geschick leuchten sollten. Wie glühend, wie versengend dünkte mich der bleiche Mond, der seine thaureichen Strahlen auf Blüthen und Bäume niedersenkte! — Keine Wolke segelte an des Himmels Blau, kein Lüftchen bewegte nur das Blatt einer Blume. Schwere Thautropfen glänzten in den Blüthenkelchen, die balsamische Wohlgerüche aushauchten. In rührenden Tönen klagte die Nachtigall der Rose ihr Leid. Ich fühlte mit ihr, fühlte mich, wie sie allein beim Verrinnen des Lichts, ich fühlte mich mehr und mehr verlassen, bei jedem schwindenden Strahl! — Ich warf meinen Blick in die Ferne, dort fand ich wieder Muth, denn in ihrem Blau webt stets die Hoffnung ihre Schleier! —

Meinen Blumenschwestern rief ich mein letztes Lebewohl zu! — Die Stunde nahte, wo ich sie verlassen mußte, wo ich meine friedliche Stätte mit dem rauschenden Weltgetümmel vertauschen würde, um die schönste Blume des Orients als Talisman zu beschützen, um sie in das Heimathland der geliebten Mutter zu begleiten, wo ihr ein Leben reich an Glück erblühen sollte. —

Mitternacht war herangenaht. Es entstand Unruhe im Palaste. Ich sah im Kiosk Zuleika auf den Knien liegen und weinen, und hörte, wie ihr Miranda Muth einsprach. Endlich flüsterte Miranda: „Nun ist es Zeit, pflücke Deinen Talisman, der

Dich schützen wird, trage ihn an Deiner Brust, und hüte Dich, ihn zu verlieren!" —

Miranda warf ihr ein dunkles Tuch um und Zuleika folgte dem Ausspruche der treuen Dienerin. Wie schmiegte ich mich an die warme Stätte des Herzens, und wie stolz fühlte ich mich, das geliebte Wesen vor Unglück schützen zu können. Wir schritten auf jenen Laubengang zu, in welchem Don Gonzales und Hassan mit uns zusammentreffen wollten. Eine schlanke Gestalt, in einen weißen Mantel gehüllt, trat uns aus demselben entgegen. Zuleika eilte auf sie zu, prallte aber vor Schrecken zurück, — denn es war nicht Don Gonzales. — Hassan stand in einiger Entfernung hinter derselben, — durch des Moslems Gold war er zum Verräther an dem Spanier geworden. — Da aber stürzte plötzlich Don Gonzales aus dem Gebüsch hervor und vertrat mit dem Schwerte in der Hand dem Fremden den Weg. Ein Kampf begann, in welchem die Gewandtheit des Geliebten über die rohe Kraft des Barbaren den Sieg errang. Omar fiel verwundet zu Boden. Don Gonzales trug die bewußtlos zusammengesunkene Zuleika an die nahe Bucht, wo ein Boot ihrer harrte. Sie erreichten es glücklich. — Aber beim Tragen seiner theuren Bürde streifte mich Gonzales von Zuleika's Brust hinweg und ich sank, als sie das Boot bestiegen, unbemerkt und ungesehen hinab in das Meer!

Mitleidige Wellen jedoch trugen mich liebevoll neben den Flüchtigen her. Wie verlangte ich darnach

von ihr gesehen zu werden, um wieder meinen Platz an ihrem Herzen einzunehmen, um das geliebte Wesen in der Stunde der Gefahr vermöge meines Glaubens zu beschützen. Aber Zuleika gedachte nicht ihres Talismans, ihr weißer Schleier wehte in den Lüften und zitternd hielt sie den Arm des Geliebten umschlungen. Sie warf noch einen thränenfeuchten Blick auf die Ufer der Heimath zurück, wo sie unter Blumen und Vögeln ihre Jugend verträumt hatte. Sie sollte nun den Kampf mit dem Leben wagen, mit einem Leben, das ihr fremd und unbekannt war, aber sie fühlte Muth und Kraft in sich. —

„Vater, lebe wohl!" schluchzte sie leise. Da sah sie plötzlich Feuer auf dem Leuchtthurme, sie kannte das Zeichen, sie schrie laut auf, — gleich darauf hörte ich den dumpfen Donner eines Geschützes und das kleine Boot sank hinab in die Tiefe des Meeres! — Die Rache des verwundeten Moslems hatte sie erreicht und dem reizenden, kaum erblühten Mädchen und dem kühnen schönen Jünglinge ein feuchtes tiefes Grab bereitet. —

Ich wünschte jetzt nur mit ihr vereinigt zu werden, mich in ihre langen aufgelösten Flechten zu schlingen, und bei ihr im Grabe ruhen zu dürfen, da ferne von ihr mein Zauber sie nicht beschützen konnte. — Eine wilde Woge riß mich fort, und ich ward das Spiel der tobenden Wellen. Nachdem ich lange hin und her geschaukelt war, gewahrte ich, daß ich mich an einem fremden Ufer befand. Da langte die zarte Hand eines

Mädchens nach mir, das einen Blumenkranz wand. „Nach Dir, Du fremde Blüthe, trug ich Verlangen," sprach sie zu mir, „Du sollst den Kranz zieren, der das Grab der schönsten Tochter des Orients schmücken soll, die von den Wellen verschlungen ward. Sie starb, weil sie liebte und geliebt ward — und sie wird beweint! — Aber wie viele sterben, weil sie ungeliebt durch die dunklen Thäler dieser Erde wallen, weil sie die Wolke des Kummers beschattet und kein Strahl der Liebe ihre Tage erhellt! — Und Niemand fragt darnach und keine Thräne benetzt ihr Grab! Sie aber," fuhr sie fort, „war geliebt, war glücklich, wenn auch kurz, und wen Liebe bettet, — der ruht sanft!" —

Ein warmer Thränenthau senkte sich aus schönen Augen auf mich nieder, und eine weiche Hand legte mich als Weihe der Erinnerung auf die dunkle Gruft des theuren Mädchens, als dessen Grabesschmuck ich mein kurzes Blüthenleben aushauchte.

Die Lotosblume.

Der Morgen hatte schon mit seinem Purpur die Thautropfen gefärbt, die sich tief in das Innere meines Kelchs gesenkt hatten, als der erste warme Strahl der emporsteigenden Sonne meine Blüthen entfaltete. Ich hatte mich aus der Tiefe des Ganges erhoben, dessen sanft bewegte Wellen mich umspülten. Ich blickte umher, — ich gewahrte, daß ich zunächst dem Ufer stand, das von üppigem Grase umsäumt war. Das frische Grün durchwebten bunte Blumen, die mir leise flüsternd ihre Wohlgerüche entgegen hauchten. Ich bemerkte, daß mehrere meiner Schwestern ihren Lebensfrühling mit mir theilten, aber ich sah mit Stolz, daß ich die einzige rosenrothe Blüthe meines Stammes war. Meine Schwestern trugen entweder eine weiße, gelbe oder blaue Farbe und bildeten auch einen kleineren Blätterkreis. Ich streute in jugendlichem Ueber-

muthe meine süßesten Düfte in die Luft, schaukelte mich vergnügt auf den weichen Wellen und sah, wie sich an majestätischen Kokos-Palmen die zarte Sirischa hinrankte und wie die reizende Mallikablume vom Thau der Nacht gestärkt ihr Haupt erhob. Wie entzückte mich die hohe Bergeskette des Himalaya, der in der Ferne bei gebrochenen Sonnenstrahlen wie mit goldenem Schnee bedeckt nach mir in meiner Tiefe schaute und seine Strahlenfunken mir zu senden schien! — Stolz tauchten die Cedern ihre Wipfel in des Aethers Blau, und die Sandel- und Wetar-Bäume des heiligen Haines bewegten zitternd ihre Aeste beim leisen Säuseln der Lüfte. Kühlend war der Schatten, den sie gewährten, und lieblich der Gesang des Vogels Tschatak, der mit seinen süßen Tönen die Luft durchbebte.

Ich gewahrte mit Freuden, daß ich an einem geheiligten Platze entsprossen war. Denn nahe bei dem heiligen Haine erblickte ich den Tempel des Gottes Sivas, des verehrten großen Gottes, der mit der berggebornen Göttin Parvati vermählt ist und auf einer der drei Spitzen des Himalaya in einem wunderschönen hohen Felsenschlosse wohnt. — Dieser große Tempel war in Granit gehauen, stolze Sphinxe, Elephanten von Löwen überwunden, und Säulengänge von Porphyr befanden sich an dessen Eingange. Weiter entfernt sah ich Hütten von Cedernholz und Bambusrohr, Wohnungen der Einsiedler, die dem heiligen Haine ihre Dienste widmeten.

Als die Sonne höher stieg und ich mich mit wonnigen Gefühlen an ihrem Strahlenmeer erwärmte, gewahrte ich einen Zug Jungfrauen in weißen Kleidern, die sich im heiligen Haine einfanden, und die mit Cymbeln und Handtrommeln einen Gesang begleiteten. Einige von ihnen näherten sich dem Ufer, wo ich stand, und so entnahm ich aus ihrem Gespräche, daß sie im Gefolge der Königin Savitri waren, die sich nach dem heiligen Haine begeben hatte. Dieser Königin hatte Naradas verkündet, es sei im Rathe der Götter beschlossen worden, daß der König Satyavan, ihr neuvermählter Gatte, binnen Jahresfrist sterben sollte. — Sobald die Königin dieß erfahren hatte, beschloß sie mit ihrem Gatten in die Einsamkeit zu ziehen, um dort ein strenges frommes Leben zu führen, um dadurch den harten Ausspruch der Götter von dem Haupte ihres Gatten abzuwenden.

Sie hatte zwölf Jungfrauen, die ihr dienten, mit sich genommen, um sie dem Dienste des heiligen Haines, in welchem die Göttin Lakshmi verehrt wurde, zu weihen. Ihr Beruf war da, im strengen Dienste der Göttin zu leben und der Liebe und Ehe zu entsagen. Aber nur unter heißen Thränen widmeten sich diese jugendlich schönen Mädchen einem Dienste, um dessentwillen sie von der Menge verehrt wurden. — Wie beglückte mich der Anblick dieser lieblichen Gestalten, wie rührte mich ihre Trauer und wie fühlte ich mich zu ihnen hingezogen,

deren jugendlicher Reiz stets mit uns Kindern des Frühlings verglichen wird. Als sie mich erblickten, riefen sie laut aus: „Die heilige Lotosblume ist aufgeblüht, die rosige Wunderblume, die so selten zu finden ist. Ja, sie ist es, die geheimnißvolle heilige Blume, die Kamas Pfeil mit Sivas Blute einst färbte!" —

„Gewiß," flüsterte eine der Andern zu, „ist Kamas, der kleine Liebesgott, in der Nähe mit seinem Bogen aus Zuckerrohr, dessen Sehne eine Reihe von Bienen bildet, welche die verwundenden Stacheln der Liebe bedeuten. — Wie kann man sich vor seinen gefährlichen fünf Pfeilen hüten, welche unter Blumen versteckt die Sinne betäuben?" —

Nachdem sich die Mädchen noch viele wichtige Vermuthungen über den kleinen Liebesgott mitgetheilt hatten, gab sich nochmals ein allgemeiner Jubel über mein Erblühen kund.

Die Königin eilte herbei und befahl, zu mir zu gehen und mir die gebräuchlichen Opfer zu bringen. Sie schritten auf mich zu, die Königin voran, ihre hohe Gestalt umschloß ein purpurseidenes Gewand, über welches sie eine Tunika trug, die reich mit Perlen und Edelsteinen besetzt war. Auf ihrer Stirne thronte eine goldene Krone und die schönen Arme umschlang kostbares Geschmeide. Sie war jung und schlank von Wuchs, aber tiefer Kummer schien die Rosen der Wangen in Schneegefilde verwandelt zu haben. Die Mädchen, die ihr folgten,

trugen weiße Gewänder, ihr Haar war nach der Art der Jungfrauen auf der Stirne in einen Knoten gebunden, umfloß gleich weichen Wellen das Antlitz und sank in üppiger Fülle über Nacken und Schultern hinab. — Um die Arme und Knöchel trugen sie goldene Spangen, ihren Füßen dienten als Schutz weiche Sandalen und die Nägel an ihren Händen und Füßen waren mit Sandelholz roth gefärbt. — Sie streuten vor mir das geheimnißvolle Kussagras, die dunkel glühenden Blüthen des Oshadi und süß duftende Malatiblumen nieder, indem sie unter Begleitung von Flöten und Cymbeln folgendes Lied sangen:

„Sei uns gegrüßt, o Wunderblume,
Die stolz sich wiegt auf dunklem Moos,
Die in des Haines Heiligthume
Sich heut in stiller Nacht erschloß! —

Ja, vielverheißend ist erblühet
Dein ros'ger Kelch im Morgenstrahl
Und zitternd auf der Welle glühet
Dein süßer Reiz zum ersten Mal! —

Laß Glück uns bringen Dein Entfalten,
Du hehre Blumenkönigin!
Laß' Deinen mächt'gen Zauber walten
Und nimm hier unser Opfer hin!" —

Nachdem sie ihren Gesang beendigt hatten, brachten sie mir noch das Opfer von Reis und heiligem Wasser. Die Königin trug einer ihrer Dienerinnen noch besonders auf, mich zu pflegen. Die

Dienerin hieß Menaka. Sie war schlank gewachsen, hatte weiche zarte Formen und war von großer Schönheit. Wie der Schleier der Nacht umwallte das dunkle üppige Haar die hohe Gestalt und beschattete das Antlitz, in dem Augen gleich Sonnen strahlten. — Ihre Gesichtsfarbe war weißer und zarter, als die ihrer Gefährtinnen und ein leichtes Roth, wie ein Hauch der Morgenröthe, strahlte auf ihren Wangen. Ihr Lächeln war beseligend, denn darin lag ihre reine weiche Seele, die frisch dem Himmel entstiegen zu sein schien. Sie trug keine goldenen Spangen um die Arme, wie die anderen Mädchen, ihr einziger Schmuck war ein Armband von blauen Lotosblättern. — Sie liebt die Blumen mehr wie Gold, dachte ich freudig bewegt, so wird sie mich auch lieben und pflegen, und ich war darauf bedacht, sie durch die Weihe, die ich trug, durch die Kraft, die mir beschieden war, zu beglücken. — Liebend, wie eine Schwester, neigte sie sich zu mir herab, bereitete mir ein Dach von Samisholz, um mich vor der brennenden Gluth der immer höher steigenden Sonne zu schützen, und sang mit ihrer melodischen Stimme viele Lieder mir zum Preise. — Sie machte sich ein Lager an meiner Seite zurecht, um mir stets nahe zu sein und flocht sich als Schutz vor Luft und Regen einen Mantel von Samisrinde. Die Königin empfahl nochmals ihren jungen Begleiterinnen, die aus Liebe zu ihr die Freuden der Jugend geopfert hatten, ihrem Gelübde getreu zu

bleiben, der Liebe zu entsagen und keinem fremden Manne Zutritt in den heiligen Hain zu gewähren. Nicht einmal die heilige Pflicht des Gastrechts durfte eine Ausnahme machen. So strenge war das Gebot der Königin.

Eine Heerde Stiere mit goldenen Hörnern brachte sie der Göttin als Opfer dar und hoffte durch ihren frommen Lebenswandel und die dargebrachten großen Opfer die Götter zu vermögen, ihr den Gatten noch lange zu schenken. Scheidend drückte sie meiner geliebten Menaka noch einen Kuß auf die schöne Stirne und suchte sie noch besonders durch Schweichelworte in ihrem gegebenen Versprechen zu bestärken. —

Menaka erfüllte ihre Pflichten getreu. — Sie badete nur im heiligen Wasser, fütterte die geheiligten Thiere, entfernte das dunkle drückende Moos aus meiner Nähe und beschirmte mich auf das Sorgfältigste vor den glühenden Strahlen der Sonne, um meinen Reiz lange zu bewahren. — Dafür hauchte ich meine süßesten Düfte für sie aus, die sie in süße Träume versetzten und ihr die einförmigen Stunden des Tages verkürzten. — Sie hatte jetzt nur mich, ihre Antilope und den Ibis, die Begleiter der Braminen, mit welchen sie sprechen konnte. —

Ihre Freundinen hatten ebenfalls strengen Dienst und fanden selten Gelegenheit mit einander zu verkehren, um durch die Erinnerung an weltliche Freuden nicht in ihrer frommen Entsagung gestört zu werden. Still und langsam schwebten sie einzeln durch den

Säulengang des Tempels oder unter dem Schatten der Palmen, aber ihre traurigen Blicke gaben kund, daß der welke Kranz der Erinnerung schon genügend seinen Stachel in jedes warme junge Herz gedrückt habe. Auch meine geliebte Menaka sah nicht mehr so frisch und heiter aus, als am ersten Tage ihrer Ankunft, und ihre weichen sanften Lieder nahmen mehr und mehr einen leisen Ton der Klage an.

So entschwanden manche Tage. Eines Abends, als die leuchtende Fluth von der sinkenden Sonne in Purpur strahlte, das Blau der fernen Bergeskette sich mit dem Blau des Himmels stritt, weiche Wellen mich im rascheren Zuge umspülten, und die Kokilas, die indische Nachtigall, ihr Lied in rührenden Tönen angestimmt hatte, lag in sanften Schlummer versunken und von meinen berauschenden Wohlgerüchen in süße Träume gewiegt meine theuere geliebte Menaka. Die warmen Wellen der Abendluft um, wehten die reizende Gestalt und spielten neckend mit-ihren aufgelösten langen Locken. — Da nahte sich ein Fremdling. Wie er in den heiligen Hain kam, wie er dem wachsamen Auge der Braminen entging, ich weiß es nicht. — Fremd war er an Tracht fremd an Gestalt, fremd an Geberde. -- Aber ihn begleitete der geheiligte Vogel Ibis. Es war der königliche Ibis, der gewöhnliche Begleiter der Braminen, mit weißer Brust, scharlachrothen Flügeln, Schnabel und Beinen. Als der Fremdling, der jung und schön von Gestalt war, meine geliebte Menaka

erblickte, blieb er vor Bewunderung wie bezaubert stehen. Langsam stieg der Mond am Himmel empor und seine zitternden Strahlen verlängerten die Schatten der Cocospalmen, deren Aeste sich langsam in den Lüften schaukelten. In der Ferne gewahrte ich den kleinen tückischen Gott Kamas. Er zog schelmisch lauschend sein Geschoß hervor, aber die Pfeile, die mit Blumen befiedert scheinen, hat er zur Qual der Bewohner der Erde mit schneidenden Diamantspitzen geschärft. Dieser kleine mächtige Gott kennt kein Erbarmen. Jedes Fünkchen Gluth fächelt er an zur lodernden Flamme. Ich sah, wie er seine Pfeile anlegte. Wie zitterte ich für meine geliebte Menaka. Ich sah, wie der Fremdling Blumen pflückte und sie zu ihren Füßen niederlegte, ich sah ihn die köstlichsten Früchte bringen und ihr zur Seite stellen, aber ein Geräusch in der Ferne verscheuchte ihn und er verschwand im nahen Gebüsche. —

Bald darauf erwachte Menaka. Sie fand den schönen Ibis an ihrer Seite, der sie mit klugen vielsagenden Augen ansah, fand die herrlichen Früchte und Blumen, und schien überrascht, wer so liebevoll für sie gesorgt hätte. – Sie kostete von den Früchten, sie wand die Blumen zum Kranz und schritt nachdenkend auf und nieder.

Als Menaka den nächsten Abend wieder eingeschlummert war, erschien abermals der Fremde mit dem schönen Ibis, blickte Menaka mit demselben stummen Entzücken wie Tags zuvor an, brachte ihr

wieder Blumen und Früchte und verschwand bei herannahenden Schritten.

Menaka war bei ihrem Erwachen über den Anblick des königlichen Vogels, der Blumen und Früchte an ihrer Seite vor Erstaunen außer sich. Des anderen Tags schloß ihr Auge um diese Zeit kein Schlummer. Sie dachte darüber nach, wer ihr wohl die schönen Blumen und Früchte gepflückt habe. Da hörte sie im nahen Gebüsche ein Lied singen; es hieß:

„Noch sah ich nicht Dein Auge offen,
Ich sah nur Deine Huldgestalt,
Doch schwer von Kamas Pfeil getroffen
Fühl' ich der Liebe Allgewalt.

Noch ist kein Wort zu mir gedrungen
Von Dir, von Deiner Stimme Klang,
Und doch ist's Deinem Reiz gelungen,
Daß er mein stolzes Herz bezwang.

Nicht kann ich Deinen Namen sagen,
Ich weiß nur Du bist schön und mild,
Fühl' nur die Wunde, die geschlagen
Mir Dein bezaubernd süßes Bild!

Du bist des Haines stolze Blüthe,
Du bist die Perle in dem See!
In Deiner Brust wohnt ew'ger Friede,
Wie in der meinen tiefes Weh! —

Drum laß' mich in Dein Auge schauen
Und neig' mir zu Dein Angesicht!
Und schenk' dem Fremdling Du Vertrauen,
Dem Licht aus Deiner Seele bricht!" —

Entzückt lauschte sie diesen süßen Tönen! — Ach, sie sah nicht, wie Kamas mit schadenfrohem Lachen in der Ferne stand, und sich an den Wunden weidete, die er mit blumengeschmückten Pfeilen geschlagen hatte. —

„Warum," sprach Menaka leise, „warum läßt sich der Sänger des schönen Lieds nicht sehen? — Wer kann es wohl sein? — Wenn ich ihn nur erblicken könnte!" —

Da trat der Fremdling hervor, stolz und schön wie ein Kriegsgott, mit einem Schwerte umgürtet, den Ibis zur Seite, der ihr wohl bekannt war und sprach: „Holde Jungfrau, bist Du die Göttin des Waldes oder eine Sterbliche in ihrem Dienste, so ertheile mir das Gastrecht, das mir vergönnen soll, länger in Deiner beglückenden Nähe zu verweilen! Nenne mir das Opfer, das mir das Recht verleiht, bei Dir weilen zu dürfen!" —

Menaka war von dieser Rede überrascht, verwirrt. „Ich kann, ich darf keine Gastfreiheit gewähren," versetzte sie mit schüchterner, zitternder Stimme. „Geh', frag die Braminen. Ich bin nur eine arme Sterbliche bin dem Gelübde der Königin zufolge hier, um in Entsagung und im Dienste des heiligen Haines zu leben. Auch bin ich die Tochter eines Braminen und Liebe und Ehe muß mir zeitlebens fremd bleiben. Meine Bestimmung ist, hier im heiligen Walde zu leben, die Blumen zu pflegen und die Thiere zu füttern, die der Göttin des Waldes geheiligt sind." —

„Unmöglich!“ — rief der junge Mann aus. „Deine Jugend und Schönheit hat man auserwählt, daß sie unter Antilopen in der Einsamkeit des Waldes verblühen soll, ungesehen, unbewundert, ungeliebt! — Solchen Reiz, der einen Gott vom Himmel herablocken könnte, um die Sterblichen zu beneiden, einen Reiz, der den Sterblichen, den Du liebst, in einen Gott verwandeln würde! — Nimmer soll das geschehen! — Vertraue mir und ich rette Dich aus diesen Banden! — Ziehe mit mir, ich befreie Dich und führe Dich in ein fernes fremdes Land! — Dort ist die Liebe Dein Gebot und Du wirst, statt Blumen zu pflegen und Thiere zu füttern, ein Herz beglücken, ein Herz, das treu Dir schlagen wird!“ —

Thränen verschleierten den Glanz von Menaka's schönen Augen. Sie fühlte tief die Wunde, die Kamas Pfeil ihr versetzt hatte, aber sie gedachte ihres heiligen Schwures, sie gedachte der Königin und ihres Vaters und sie kämpfte einen schweren Kampf. Der süße Schauer der ersten Liebe war in ihr unbewachtes Herz eingedrungen und die Schmeichelworte des schönen Jünglings trugen den Sieg davon. Endlich versprach sie ihm unter heißem Schluchzen, in der Mitternachtsstunde mit ihm zu entfliehen.

Der glückliche Sieger entfernte sich, um nicht beobachtet zu werden und Kamas zog vergnügt und zufrieden weiter und dachte auf neue Tücke.

Menaka war in beseligenden Phantasien an meiner Seite niedergesunken. Das Morgenroth der Liebe

hatte seine ersten Strahlen in ihre Brust gesenkt und sie träumte von einer Zukunft voll Liebe und Glück! Sie wollte ihre Heimath verlassen, aber sie empfand deßhalb keine Trauer. Wo das Herz ist, — ist die Heimath! — sprach sie zu sich selbst, und das gehörte ihm, dem schönen Fremdling. Sie war fest entschlossen, mit ihm zu ziehen, sollte sie auch die mit duftenden Blumen geschmückten Oasen, unter welchen sie aufgewachsen war, mit Schneegefilden vertauschen.

Schon hatte der Thau mit schweren Perlen Blume und Blatt benetzt, die rothen blühenden Blumen der Madhawistaude den Hain in Glut versetzt, und mancher vereinsamte Vogel in leisen Tönen den Gatten gelockt, als Menaka, die noch immer vor mir auf den Knieen lag, ihren Namen laut rufen hörte. —

Sie erblickte in ahnungsvollem Schrecken den feierlichen Zug der Braminen und Tempeljungfrauen die sich in langen Reihen, im Scheine des Mondes ihr unbemerkt genähert hatten. Unter vielen feierlichen Beschwörungen, unter Anrufung der Götter und Göttinnen ward die zitternde Menaka von den Braminen zum Geständniß ihrer Schuld aufgefordert. Die Arme konnte auf so schwere Beschuldigung Nichts erwidern. Kein Wort der Vertheidigung kam von ihren vor Schrecken starren Lippen. Blaß und stumm stand sie vor ihren strengen Richtern da. — Entsetzt warf sich ihr Vater auf sein Angesicht nieder,

ein Greis, der seine ganze Lebenszeit in den strengsten Entsagungen zugebracht und sich nur frommem Dienste gewidmet hatte. Seinem Auge entsank eine heiße Thräne, die erste, die er seit den Tagen der Kindheit vergoß. Seine Freunde richteten ihn auf, um ihn hinweg zu führen. Er aber entriß sich ihren Armen mit Heftigkeit und stürzte fort in den Wald, um in der tiefsten Einöde seinen Schmerz zu verbergen! —

Die übrigen Braminen begaben sich mit verhülltem Haupte in den Tempel, um dort zu berathen. Als sie wiederkehrten, sprachen sie ihr Urtheil über das arme Mädchen aus. Sie fanden sie schuldig und geboten, sie um Mitternacht in einem Kahne dem Spiel der Wellen preiszugeben! —

Menaka lag vor mir auf den Knieen, — das schön geformte Antlitz war blaß wie Marmor, die noch vor Kurzem warmen, rosig geschwellten Lippen waren nun bleich und kalt, das stolze strahlende Auge war gesenkt und sandte Thräne um Thräne zur Erde. — Sie hatte ihre Hände auf der Brust gekreuzt, aber sie flehte nicht um Erbarmen, sie trug ihr Geschick mit Muth und Kraft. Ein süßer Augenblick des Glücks ward nun gestraft, vielleicht mit Grabesnacht. — Wie bebte ich für sie, wie fühlte ich ihr namenloses Weh, daß sie nun kurz vor dem gehofften Glück in das Verderben gestürzt werden sollte. Nicht ihre Jugend, nicht ihre Schönheit rief bei den herzlosen Braminen Erbarmen hervor. Unter

Schluchzen und Weheklagen ihrer Gespielinnen ward der Kahn herbeigebracht, den sie in meiner Nähe besteigen sollte. Die Anstalten zu den gebräuchlichen Opfern fanden statt. Der Kreuzgang des Waldes ward mit dem heiligen Wasser des Ganges besprengt, die Opferkuchen wurden gebacken, Weihrauch und Spezereien wurden auf den Altar gelegt, um vom Feuer verzehrt zu werden, das heilige Kussagras ward dicht um den Altar gestreut, die Mondpflanze Soma ward im Walde gepflückt, um den zum Opfertrank bestimmten Somasaft daraus zu bereiten, der nur bei den wichtigsten Opfern zum Tranke gereicht wird.

Als die Feierlichkeiten vorüber waren, nahten die Braminen meiner geliebten Menaka, um sie hinab an das Ufer zu führen. Laut weinten und schluchzten ihre Gespielinnen. Einige klammerten sich fest an sie an, andere küßten ihre Hände und Kleider und wollten sie nicht von sich lassen. Aber die Braminen rissen sie los und führten sie unbarmherzig hinab. Ein Mädchen legte ihr heimlich ein Stück des noch warmen Opferkuchens zur Seite, ein anderes brachte ihr einen Büschel des geheimnißvollen Kussagrases, ein drittes versah sie mit heiligem Wasser. Aber Menaka schien die Sorgfalt ihrer Gefährtinnen nicht zu bemerken. Sie blickte unverwandt nach mir, auf mich vertraute sie, von mir allein hoffte sie Rettung; und in dem Augenblicke, als der Nachen hinausgestoßen ward in die brausende

Fluth, langte sie mit sicherer Hand nach mir und pflückte mich ungesehen und unbemerkt im Dunkel der Nacht. —

„Du sollst mit mir, Du heilige Blume, die ich pflegte, die ich liebte, an deren Seite ich von den süßen Worten der Liebe berauscht, mich bewegen ließ, meiner Pflichten uneingedenk zu handeln. Du sollst mit mir, — sollst mein Grab theilen, das er, der schöne Jüngling, um dessentwillen ich den Tod erleide, wohl nie finden wird!“

So sprach sie und legte mich auf ihre Brust.

Rasche Wellen trieben uns fort und die Sterne leuchteten unserer Bahn, einer Bahn, die zum Rand des Grabes führen konnte. Die gigantischen Schatten der hohen Ceder- und Palmbäume erfüllten uns mit dem der Nacht eigenen Schauer, das Geheul der Affen auf fernen Bergen, das unheimliche Gekrächze der Papageien und Kakadus, die in den Bäumen nisteten, der rauschende Flügelschlag eines Kranich-Zuges, der über uns hoch in den Lüften vorüberbrauste, all' dies erhöhte nur die Schrecknisse unserer gefährlichen Fahrt. Wie oft täuschte mich im Sternenlicht der Schimmer der bewegten Wellen, die ich für Klippen hielt und befürchtete, unser schwaches Fahrzeug möchte daran zerschellen. Der Wind trieb uns fort und fort und wirbelte den Blüthenschnee des Limonien-Hains des Ufers in unseren Kahn.

Menaka's schöne Haare waren feucht vom Thau der Nacht und ihre zarte Hand, mit der sie mich krampfhaft festhielt, war kalt und starr geworden. Ich hauchte meine stärksten Wohlgerüche aus, sie kraft meines Zaubers zu beschützen und zu erhalten. Aber ich vernahm nun nicht mehr wie bisher das ungleiche Pochen ihres beängstigten Herzens, sie schlug ihre Augen nicht mehr auf und lag regungslos und ohne Bewußtsein im Nachen. —

Schon glaubte ich sie wie mich verloren! — — Da ertönte in der Ferne das leise Rauschen eines Ruderschlags. Rasch kam ein kleiner Kahn, der uns zu folgen schien. — Gewiß suchte der Fremdling seine Menaka! — Oh, daß er sie finden möchte, ehe es zu spät wäre! — Ich horchte mit steigender Ungeduld, ob das Geräusch des Ruderschlages uns folgte und gewahrte mit Entzücken deutlich seine Annäherung.

Da leuchtete der Morgen auf mit seinen rosigen Strahlen! — Und ich erkannte den Kahn und den Fremdling, dem es gelungen war, unserer Spur zu folgen, um die Geliebte ihrem schon verloren gewähnten Glücke wiederzugeben. Bei uns angelangt, sprang der kühne Jüngling in unser kleines Fahrzeug, um uns an das nahe Ufer zu rudern. — Dort war sie bald dem Leben wiedergegeben! Wie überrascht öffnete sie ihre schönen Augen und wie dankte sie ihrem Retter, und von Freude und Glück begleitet, reisten wir fort in ein fremdes fernes Land.

Dort war meine reizende Menaka geliebt und glücklich, und ich hatte die Freude, von ihrer Hand während der kurzen Dauer meines Blüthenlebens gepflegt zu werden.

Meine Wunderkraft ward zwar in jenem fremden Lande nicht verehrt, wohl aber meine Schönheit, da ich die erste meiner Schwestern war, die in Folge dieser Begebenheit nach jenen Zonen gebracht wurde.

Blass, Auguste,

Blumen-Märchen für junge Damen

München 1885